

Igor Schestkow

## EIN HERR MIT MELONE

*Diese unterhaltsame, maliziöse Geschichte erzählt, wie Fürst Esterhazy sein Leben nicht etwa im Duell aushaucht oder von einem Werwolf zerfleischt wird, sondern zwei Tauben den Kopf abreißt.*

*Der Verfasser schrieb sie in der preußischen Stadt Berolina im Februar und März 2018 zu seiner eigenen Erbauung.*

*Alle handelnden Personen, Zustände und Vorkommnisse sind frei erfunden.*

Hippolyt, mein vierzigjähriger Cousin, ein früherer Soldat, "Ulan", wie er sich selber nannte, war ein vierschrötiger, hartgesottener Mann. Er hat mich in diese dumme, vermaledeite Geschichte hineingezogen. Wie immer erwies ich mich als willensschwach und war nicht in der Lage, ihn bei Zeiten daran zu hindern.

Wir saßen in der Bar "Melbourne" am Leonardo-Platz und genossen Campari mit Gin und Eis. Hippolyt, der vor wenigen Tagen von einer zweijährigen Reise nach Butan und Tibet heimgekehrt war, trank doppelt so viel wie ich, zeigte aber keine Wirkung, während es mir flau und heiß wurde. Ich betrachtete die hübschen Wandbilder von nackten Damen und Herren, blühenden Bäumen und altehrwürdigen Kirchen und konnte es mir nicht verkneifen, ihm zu erzählen, welchen Schmerz mir Agnessa, meine Verlobte, bereitet hatte. Nicht nur, dass sie mich betrogen und unser Verlöbnis gelöst hatte, sie hatte außerdem eine Art Schiedsgericht zusammengerufen, welches ein Urteil über mich sprechen sollte. Vor diesem Tribunal, das aus unerfindlichen Gründen offiziell als "Kongress" bezeichnet wurde, führte sie sich grausam und zynisch auf. In vollem Bewusstsein dessen, was sie tat, plauderte sie

eine Reihe unserer Bettgeheimnisse aus. Das Gremium bestand aus Leuten, die ich nicht kannte, irgendwelchen Professoren, Astronomen und Politikern. Man glotzte mich an und freute sich.

Um mir den Todestoß zu versetzen, bekannte Agnessa, dass sie einvernehmliche Beziehungen intimer Art nicht nur mit Theodor gepflegt hatte, den sie angeblich "per Zufall" traf und "nicht in der Lage war, sich einer Woge jäher Leidenschaft zu entziehen", sondern auch mit Lydia Klech, jener bekannten Wahrsagerin und Favoritin der Herzogin. Vor hilfloser Scham biss ich mir in die Finger.

...

"Stell dir nur vor mit wem! Mit wem mich meine Angebetete betrogen hat! Ausgerechnet mit diesem mickerigen Scheißkerl von Theodor. Keine Matschbanane ist so süßlich wie diese verzärtelte Nullnummer, dieser Laberhans und Schürzenjäger, Sohn eines Wurstfabrikanten! Wie gerne hätte ich den erwürgt! Sogar bei unserer Verlobungsfeier war er damals am herzoglichen Hof. Gefeixt hat er und gratuliert. Stell dir nur vor, im städtischen Aquarium haben sie sich gepaart wie die Katzen. Da gab es eine dunkle Ecke, und... Die verdammten Fische haben dabei zugeguckt, genau wie die übrigen Zoobesucher. Du kennst ja Agnessa und ihren Hang zur Exzentrik. Sie hat auf alle Regeln von Anstand und guten Sitten gespuckt. Irgendein Dreckskerl hat die beiden fotografiert und das Bild meinem Vater geschickt. Mit der Post. Verehrter Herr General, beiliegend übermittle ich Ihnen ein Bild vom Koitus der Braut Ihres Sohnes mit Herrn Theodor Moltke, im Hintergrund Arapaimas und Piranhas. Mit den besten Wünschen...

Mein Vater war fuchsteufelswild, warf das Foto zu Boden und trampelte mit den Füßen darauf herum. Meine Mutter schluchzte. Ich hatte bislang keine Ahnung von alledem und wusste nicht, warum er das tat. Dann hob er das Bild vom Boden auf..."

Hippolyt verzog das Gesicht, lachte sich krumm und schief, sah mich über die Schulter an und brummelte: "Gut, gut, Harry. Was geschehen ist, lässt sich nicht mehr rückgängig machen. Agnessa neigt zum Spökenkicken? Eine Woge jäher Lust? Im Aquarium? Göttlich. Also wirk-

lich, diese Agnessa... Aber ich schwöre dir beim Schatzkästlein des Herzogs, dass wir ihr kräftig einheizen werden! Der Wurstmacher kommt später dran, wenn alles vergeben und vergessen ist. Ich werde ihn höchstpersönlich mit dem Säbel aufspießen und ihn wie einen Lachs ausweiden. Sein Gekröse bringe ich aufs hohe Meer hinaus und werfe es ins Wasser. Frühstück für die Haie! Den Kopf können wir trocknen, wenn du willst. Und den Körper schicken wir seinem Herrn Papa fein zerteilt in einem Paket, dann kann er Servelatwurst daraus machen."

"Ich bitte dich, Hippolyt, rede doch kein so grausiges Zeug. Willst du Agnessa denn auch aufspießen?"

"Heul nicht, Junge! Nimm ein Taschentuch, putz dir die Nase und komm zur Ruhe. Sie hat unsere Familie entehrt. Das schreit allemal nach Vergeltung. Es wäre allerdings besser, wenn wir dabei ohne Grausamkeiten auskämen. Immerhin gehört Agnessa zu unseren Kreisen, man sieht sie oft bei Hofe. Natürlich sollte ein öffentlicher Skandal vermieden werden. Trotzdem: Strafe muss sein. Gib mir bis morgen Zeit zum Nachdenken. Rache ist süß – und sie zu planen erst recht.

...

Am nächsten Tag trafen wir uns im "Conquistador" in der Eldorado-Straße. Wir tranken einige Gläser Chardonnay und schlürften Austern mit Essig, lila Zwiebelchen und Roggenbrot.

Hippolyt vertilgte drei Portionen und trank eine ganze Flasche alleine, dann räusperte er sich laut. Er hob den Zeigefinger der rechten Hand, an dem ein Platinring mit riesigem Topas und Brillanten glänzte, machte eine Drohgebärde und begann zu sprechen, wobei er über seinen üppigen, dunklen Backenbart strich, in dem hier und da eine silberne Strähne schimmerte.

"Die Idee ist noch ganz frisch. Wir werden Agnessa kein Haar krümmen, sie aber zu Tode erschrecken. Wir betäuben sie an einem einsamen Ort mit Chloroform und bestatten sie dann bei lebendigem Leib in unserer Familiengruft, und zwar im Steinsarg mit den sterblichen Überresten unserer unvergesslichen Tante Agathe, der Schwester deiner

Urgroßmutter mütterlicherseits. Ja, genau derselben, die wegen Okkultismus übergeschnappt ist. Wir bohren ein paar Löcher hinein, damit sie atmen kann. Agnessa wacht auf, fängt an, nach Hilfe zu rufen, schlägt um sich, kratzt mit den Fingernägeln an der Sargwand, versucht, den Deckel anzuheben. Das gelingt natürlich nicht, und nach einem Tag befreien wir sie. Wir bringen sie an den Ort der Entführung zurück und flößen ihr Limonade ein – mit einem Pülverchen zum Vergessen. Wenn sie wieder zu sich kommt, wird sie denken, dass sie einen Anfall hatte."

"Und wo wollen wir sie entführen?"

"Kundschafter berichteten mir, dass Agnessa heute am frühen Nachmittag auf ihrem berühmten Roten Mustang durch die Besitztümer des Herzoges reiten wird, nicht weit vom römischen Dörfchen. Wenn niemand in der Nähe ist, überhole ich sie auf meinem Magnat, umarme sie und schläfer sie ein. An der Straße warten meine Leute in einem Auto mit verdunkelten Scheiben. Von dort bis zum Friedhof fährt man nur zehn Minuten. Mein Diener Martin bringt den Mustang in den Pferdestall zurück. Er ist mit dem Stallburschen des Herzoges befreundet und wird ihm sagen, dass Agnessa nach Montpellier auf den Rummel gefahren ist.

"Wo hast du das Chloroform her?"

"Dr. Ferdinand gab mir den Flakon. Ich sagte ihm, dass ich einen Hund einschläfern will, nicht um ihn zu töten, sondern nur, um ihn für eine Weile ruhig zu stellen. Er hat eine Kompresse aus Mull und Watte hergestellt und mir alles erklärt."

"Ich habe gehört, Chloroform sei äußerst toxisch. Probiere es doch vorher an einem Diener aus."

"Das werde ich tun. Begib du dich nur nach Hause und warte ab. So etwa um zwei komme ich zu dir, dann fahren wir zum Friedhof, werfen einen Blick auf die Familiengruft, hören uns die Katzenmusik an und haben Teil an den Mysterien von Leben und Tod."

...

Zu Hause wusste ich vor lauter Aufregung nicht, wohin mit mir. Ich wanderte von Zimmer zu Zimmer und stellte mir die arme Agnessa vor, wie mein grausamer Cousin sie mit Chlorofom betäubt. Sie erst betäubt und danach vergewaltigt. Das sähe ihm ähnlich. Die Ärmste verliert das Bewusstsein und kommt im kalten Sarg neben dem verwesenen Leichnam von Tante Agathe wieder zu sich. Welch ein Albtraum! Wie konnte ich nur zustimmen? Was bin ich für ein Schlappschwanz? Sich an einer Frau zu rächen! Seine Geliebte hat ihn verlassen, und er begräbt sie bei lebendigem Leibe.

Wenn der Herzog von unseren Machenschaften erfährt, hängt er uns in seinem Zorn am Ende vielleicht sogar auf. Hippolyt und mich. Das gibt ein schönes Stilleben!

...

Etwa um halb drei klingelte Hippolyt unten am Hauseingang und sagte: "Komm runter, alles läuft nach Plan."

Verdammter Ulan! Du Holzklotz! Du Barrashengst!

Hippolyt strahlte vor Zufriedenheit. Er hatte seinen Plan verwirklicht.

"Ich habe das Chloroform am alten Ischtvan ausprobiert. Er fiel um und schlief zwanzig Minuten. Geschnarcht hat er wie ein Sack. Als er wieder zu sich kam, wollte er einen Cognac. Danach ritt ich durch die herzoglichen Besitztümer und erspähte Agnessa in der Buchenallee beim Obelisken. Aber stell dir vor, ich war nicht in der Lage, diesen verdammten Mustang zu überholen. Er flog dahin wie der Wind. Magnat ging die Puste aus. Agnessa drehte sich um, sah mich, fing an zu lachen und brachte ihren Hengst zum Stehen. Sie wollte wissen, was ich im Wald des Herzogs zu suchen hatte. Ich gab keine Antwort, umarmte sie und drückte ihr die Kompresse auf Mund und Nase. Agnessa versuchte einige Sekunden lang, sie vom Gesicht herunterzureißen, brüllte und durchbohrte mich mit ihren Blicken. Dann wurde sie still. Ich fesselte sie und legte sie auf das Pferd. Eine Viertelstunde später ruhte Agnessa schon im Sarg bei den alten Knochen von Tante Agathe. Ich postierte einen Diener am Eingang der Grabesstätte. Man weiß ja nie. Martin brachte den Mustang in den Stall zurück.

...

Wir waren noch nicht in die Familiengruft gelangt, da hörte ich schon diesen lang gezogenen Laut. Kehlig, herzerreißend. Geheul, Geräusch und Gekreisch eines Wesens, das bei lebendigem Leibe im Grab eingeschlossen war. Man erschrak zu Tode.

Der Lärm kam aus dem Sarg von Tante Agathe, in dem ich Agnessa hatte bestrafen wollen.

Ich liebte sie noch. Ich verzieh ihr Lydia, das Aquarium und den Kongress.

Ich befreie dich, Liebste!

Ich ging zum Sarg und versuchte, den schweren, geschnitzten Deckel zu bewegen. Hippolyt wollte es verhindern, aber ich stieß ihn grob zur Seite. Er zürnte, fluchte, machte eine wegwerfende Geste mit der Hand und empfahl sich.

Mit letzter Kraft schob ich den Sargdeckel beiseite und ließ ihn zu Boden fallen. Ich nahm die kreischende und mit den Zähnen knirschende Agnessa in die Arme, half ihr aus dem Sarg und führte sie aus der Gruft hinaus. Dort stellte ich sie auf die Beine und klopfte ihr Staub und Spinnweben ab. Dann geleitete ich sie zum Ausgang des Friedhofs. Agnessa ging wie eine Schlafwandlerin mit geschlossenen Augen. Nachdem wir das Friedhofstor durchschritten hatten, öffnete meine Verfloßene die Augen, schaute nach der Sonne, die üppig vom azurblauen Himmel strahlte, atmete tief durch und verlor das Bewusstsein.

Ich brachte sie in einem Taxi nach Hause. Dort half ich dem Butler, Agnessa ins Gebäude zu bugsieren.

...

Ihr Vater, der betagte Baron von Zarogi, schaute mit bitterer Miene nach den schmutzigen Reithosen seiner Tochter, nach der zerschlossenen Jacke, den blutigen, verkratzten Beinen und den zerzausten Goldhaaren, in denen sich einige Knochenstücke von Tante Agathe verfangen hatten.

Er sprach mit schwerer Stimme: "Dafür werden Sie sich vor mir zu verantworten haben, mein Herr!"

Dabei zog er mir seinen beigen Handschuh über die Wange.

Sein Lakai in seiner orangen Livree mit blauen Schulterchürren legte mir am Abend die formelle Forderung zum Duell auf den Schreibtisch. Nicht der Baron selber forderte mich, sondern sein ältester Sohn Alan, ein erstklassiger Fechter und erfahrener Schütze.

Man empfahl mir, einen Sekundanten zu wählen und die Waffe auszusuchen. Meine Chancen, ein Degengefecht mit Alan von Zarogi zu überleben, waren gering. Daher wählte ich die Pistole und bestimmte Hippolyt zum Sekundanten. Ich rief ihn an und berichtete ihm alles. Hippolyt verzieh mir auf der Stelle "meine unsinnige Extratour in der Gruft" und fuhr zum Baron, um die Einzelheiten des Treffens auszuhandeln. Ich für mein Teil ging ins "Melbourne". Dort ließ ich mich volllaufen, bandelte mit ein paar Miezchen an, zerdepperte die Musikbox Marke "Chantal", prügelte mich mit dem Wachmann und wurde unter Absingen schmutziger Lieder aus der Bar gejagt. Mein Cousin Hippolyt las mich auf der Straße auf und brachte mich in seinem rechteckigen Schlitten mit dem abgeschnittenen Hinterteil nach Hause. Seinem Lincoln Continental.

...

Am Anfang schwieg er, schüttelte den Kopf und strich sich über den Backenbart. Dann berichtete er, dass dieser Muskelprotz von Moritz, der zweite Sohn des Barons, Alans Sekundant sein würde.

"Körperlich hat Agnessa nichts abgekriegt, außer ein paar Schrammen an den Fingern. Aber psychisch... Sie gebärdet sich völlig überdreht, kriegt kein vernünftiges Wort über das heraus, was ihr widerfahren ist, sondern faselt nur wirres Zeug. Die Baronin soll angeblich zu ihrem Gemahl gesagt haben: "Das ist nicht mehr meine Tochter", wobei sie die Hysterikerin anbrüllte. Man schickte nach Herrn Doktor Ferdinand. Davon, dass Agnessa eine Stunde im Grab ihrer Tante Agathe verbracht hat, weiß niemand etwas, nur wir beide und drei meiner Vertrauten. Noch halten sie dicht. Ich habe ihnen angedroht, demjenigen, der etwas verrät, die Zunge mit der Gartenschere herauszuschneiden. In der Familie des Barons denken alle, dass du Agnessa im Park zur Rede

gestellt und eine mit Tötlichkeiten verbundene Eifersuchtsszene hingelegt hast. Das Duell findet morgen um neun Uhr in der Schwarzen Schlucht statt, an der Teufelsklippe. Es wird aus Revolvern Marke "Colt Python" geschossen, Entfernung fünf Schritt. Wenn jemand verletzt oder getötet wird, geben die Sekundanten zu Protokoll, dass es sich um einen Jagdunfall handelt. Ich habe die Revolver in Gegenwart von Moritz inspiziert, sie sind in Ordnung. Alan und du haben jeder nur einen Schuss. Alan sagte mir übrigens, dass er nichts gegen dich persönlich hat und deine Gefühle respektiert. Die Sachlage erfordere es aber, dass er Rache für seine Schwester nimmt. Er versprach, zu deiner Beerdigung zu kommen, einen Kranz niederzulegen und einen Trauergottesdienst zu bestellen. Aus irgendwelchen Gründen will ihm nicht in den Kopf, dass du aus einer Entfernung von fünf Schritt ebenfalls kaum vorbeischießen kannst. Und wer da beerdigt wird, ist noch gar nicht gesagt."

Etwa um zwei Uhr nachts verließ mich Hippolyt. Er riet mir eindringlich, meine Nerven mit fernöstlicher Meditation zu beruhigen, auszuschlafen, morgens unbedingt eine eiskalte Dusche zu nehmen und zu den vierzehn heiligen Nothelfern zu beten.

In der Nacht quälte mich ein Albtraum. Mir war, als ginge ich auf trockener, rötlicher Erde durch eine flache, ebene Landschaft. Dabei stolperte ich über große, runde Steine, die ein Riese verstreut hatte.

Das Tal war ringsherum von niedrigen Bergen umgeben, die aussahen wie Abraumhalden. Sie waren kahl, nichts wuchs auf ihnen, kein Gras, kein Strauch, kein Baum. Um mich herum standen riesige Trilithe, Dolmen und zwei Bäume. Die Äste des einen waren abgerissen, die des anderen brannten wie Kerzen. Ganz in der Nähe lagen zwei Skelette, das von mir und das von Alan. Mit seltsam tänzelnden Schritten näherte sich mir eine nackte Frau. Um den Kopf trug sie einen Schleier aus violetten Blättern. Das war meine Verlobte.

Sie fragte mich: "Siehst du, was du angerichtet hast? Wie kann man sich nur an einer Frau rächen? Jetzt bist du tot, und ich muss hundert Jahre



durch dieses rote Tal wandern, die Zweige des Baumes anzünden und wieder löschen."

Ich versuchte zu antworten und sie daran zu erinnern, dass sie mich betrogen hatte. Aber ich brachte kein Wort heraus, meine Lippen waren wie tot, meine Zunge aus Stein.

Da bemerkte ich, dass ihr langer Schleier aus Blättern sich mit dicken Wurzeln im Boden verhakt hatte und meine Heißgeliebte keinen Fuß vor den anderen setzen konnte. Sie stöhnte und streckte die Hände nach mir aus, aber ich konnte ihr nicht helfen.

...

Verzweifelt Klopfen an meiner Tür weckte mich. Hippolyt, in einer piekfeinen, nagelneuen bayerischen Tracht, zeigte sich ungehalten, weil ich noch nicht abmarschbereit war. Er schimpfte und hustete.

Nur mit Mühe brachte ich es fertig, mich zu waschen und kurze Lederhosen überzustreifen, ein kariertes Hemd und eine Weste. Diese Maskerade hatten die schlaun Sekundanten ersonnen, um das Duell als "Wildschweinjagd junger Bayern" auszugeben. Über Hippolyts Schultern hing dessen alte Winchester in einem Futteral. Statt eines Frühstücks trank ich ein paar Schlucke "Bombay" aus der bläulichen Flasche. Hippolyt wollte nichts trinken.

Während des Weges zur Schwarzen Schlucht hielt er sich ernst und wortkarg, wie es sich für jemanden ziemt, der einen Verurteilten zum Schaffott begleitet.

Pünktlich um neun kamen wir an. Wir standen an der Teufelsklippe und rauchten.

Über diese Klippe kursieren viele Lügenmärchen. Hier sollen bei den Römern die Priester des alten Glaubens garstige Rituale mit Menschenopfern vollführt haben. Im Mittelalter feierten hier die ortsansässigen Hexen angeblich ihre schwarzen Messen.

In Wahrheit haben diese geologischen Formationen nichts Diabolisches an sich. Es handelt sich um dreißig Meter hohe Klippen, wie es sie häufiger gibt. Zwei ihrer Spitzen erinnern entfernt an Mondsicheln, und die flache Höhle, wo ich mich in Kindertagen so gern versteckte,

gleich einem krampfhaft verzerrten Mund. Zwei moosbewachsene Vertiefungen im Gestein kann man mit etwas Phantasie als Augen deuten. Nicht weit hinter dem Felsabsturz befindet sich ein Pfad, wo Studenten der städtischen Universität häufig joggen. An freien Tagen trainieren hier die Hobbykletterer.

...

Alan und Moritz ließen auf sich warten. Hippolyt regte sich darüber auf, mir war es völlig egal. Meine Zeit war abgelaufen. Voller Sehnsucht betrachtete ich den rosafarbenen Junihimmel, die leichten, schneeweißen Wolken, die darüber hingen, die Bäume, die Blumenwiese. Ich folgte mit den Augen dem Flug einer Wildtaube, lauschte aufmerksam dem Summen der Bienen und dem Rauschen der Blätter, beobachtete Ameisen, die den Stamm eines Ahorns entlangkrabbelten. Wie interessant waren doch all diese winzigen Wesen, so voll mit heißen Lebenssäften, wie gierig nahmen sie die Sonnenstrahlen in sich auf, wie lustvoll vibrierten ihre kleinen Körper.

Mein leeres Luxusleben kam mir auf einmal so herrlich vor, so bunt, so voller Wohlgeruch. Ich wollte meine Fähigkeit behalten, zu sehen, zu hören und die Welt zu spüren, anstatt mich in tote Materie zu verwandeln. Sogar das dröge Antlitz meines Cousins kam mir in diesen Augenblicken so einnehmend, so verlockend, so unerwartet nah und vertraut vor. Vergessen war, wie er mich mit acht Jahren in den Hintern kniff, wie er mich zwang, im Schwimmbad sein Glied zu berühren und drohte, er würde mich erwürgen, wenn ich dem Vater etwas davon erzähle. Ich vergaß alles Böse und dachte nur noch an das Gute. Ich verabschiedete mich von meinem Leben und hätte beinahe losgehaut wie ein kleines Mädchen, dem man die Puppe weggenommen hat.

Hippolyt belehrte mich: "Das Wichtigste ist, ihm genau auf den Kopf zu zielen. Streng dich an! Du schießt in dem Moment, wenn ich 'Drei!' sage. Dein Leben hängt davon ab."

Um zwanzig vor zehn maulte er: "Jetzt sollten sie aber endlich erscheinen. Sieht fast so aus, als wollten sie uns auf die Folter spannen. Wenn

das stimmt, muss ich mich mit Moritz duellieren. Er scheint ein prima Schütze zu sein."

...

Hippolyt brummte, obwohl er wusste, dass die Vereinbarungen zwischen den Sekundanten folgendes vorsahen: Würde die fordernde Partei nicht auf dem Duellplatz erscheinen, dürften sich die Geforderten um zehn Uhr von den Teufelsklippen entfernen. Die Forderung sei dann gegenstandslos, das Duell finde nicht statt. Wie alle Soldaten war Hippolyt jedoch nicht begeistert, wenn jemand den einmal aufgestellten Plan durchkreuzte.

Pünktlich um zehn Uhr klopfte er mir auf die Schulter und meinte: "Lass uns gehen, wir haben unsere Pflicht getan. Fein, dass du dir nicht in die Hosen gemacht hast."

"Und wie ich mir in die Hosen gemacht habe!"

"Das ist doch jetzt völlig egal. Du hast die Forderung angenommen und eine geschlagene Stunde auf deinen Gegner gewartet. Wahrscheinlich war das die erste mannhafteste Tat deines Lebens."

"Ach, scher dich zum Teufel!"

...

Trotz allem beschlossen wir, zum Baron zu gehen und zu berichten, dass wir in ehrlicher Absicht bis zehn Uhr gewartet hatten. So wollten wir Missverständnissen vorbeugen. Hippolyt wiederholte mehrfach: "Ich muss mich davon überzeugen, dass alles geregelt ist. Überraschungen und Schusswunden liebe ich nicht."

So fuhren wir im Lincoln zum Hause des Barons von Zarogi.

Ich blieb im Auto, während Hippolyt ausstieg und die altertümliche Klingel in Form einer Faunsmaske betätigte, indem er auf deren heraushängende, gespaltene Zunge drückte.

Hippolyt klingelte fünf Minuten lang, aber niemand öffnete.

"Wo bleibt nur dieser dreimal verfluchte Diener? Was ist denn los, sind seit Neuestem alle taub?"

In Hippolyts Stimme regte sich die wohlbekannteste Verstimmung und Hochnäsigkeit. Nun kam mir mein Cousin nicht mehr einnehmend und

vertraut vor. Er war wieder der alte Zyniker, Chauvinist und Säbelrassler mit dem Ring am Finger. Hippolyt traktierte die metallene Tür vor Wut mit dem Fuß, der in einem schweren bayerischen Schnürstiefel steckte. Die Tür dröhnte und öffnete sich unversehens, denn sie war nicht verriegelt.

Der Cousin betrat das Haus des Barons – und rannte nach wenigen Augenblicken wieder heraus, gekrümmt, bleich wie der Tod, mit zitternden, schweißverklebten Händen, ließ sich in den Lincoln fallen, startete den Motor und drückte aufs Gas. Nach etwa dreihundert Metern bremste er, hielt an und fuhr im Rückwärtsgang zum Haus des Barons zurück. Er brummte mir zu: "Wir gehen zusammen hinein. Aber bitte, fall nicht in Ohnmacht. Und schrei nicht!"

Noch nie hatte ich Hippolyt in einem derartigen Zustand gesehen. Er war zu Tode erschrocken – so tief, wie er Agnessa hatte erschrecken wollen.

...

Wir durchquerten die prächtige Eingangshalle mit ihren kunstvollen Kleiderständen und riesigen ovalen Spiegeln in Barockrahmen, und gingen ins Gästezimmer, an dessen Wänden Köpfe von Rehen, Hirschen, Elchen und Antilopen prangten, die der Baron erlegt hatte. Darunter befand sich auch ein kanadischer Grizzly und sogar ein weißes Nashorn aus Botswana. Ihre gläsernen Augen fingen den Blick dessen auf, der das Gästezimmer betrat und ließen ihn nicht mehr los, solange man ihn nicht selber abwendete.

Ich betrachtete diese Dämonen nur flüchtig, denn ich liebe weder Jagd noch Jäger. Die Gepflogenheit, ausgestopfte Bälger von toten Tieren an die Wand zu hängen, ist für mich ein Überbleibsel aus barbarischer Vorzeit.

Hippolyt fasste mich am Ärmel und flüsterte: "Dort, schau nur..."

Er deutete mit dem Finger auf eine bestimmte Stelle.

Mich packte blankes Entsetzen. An einer Wand hingen statt Hirschen – drei blutüberströmte menschliche Köpfe mit weit aufgerissenen Mündern und grausig hervorquellenden Augen. Das waren die Häupter des

Barons von Zarogi, des in seiner Ehre gekränkten Vaters meiner Braut, und seiner zwei Söhne Alan und Moritz, meines vermutlichen Mörders und seines Sekundanten.

Unter ihnen saß ein Diener in einem prächtigen viktorianischen Sessel. Er hielt den eigenen Kopf in den Händen, der auf seinen Knien lag und offenbar mit furchtbarer Kraft vom Körper abgetrennt worden war. Von einer Ausgeburt der Hölle oder von Satan höchstpersönlich? Ich hörte den gleichen schaurigen Ton oder Lärm, der aus dem Steinsarg von Tante Agathe gekommen war. Wie vom Wahn gepackt stürzte ich davon, um nach Agnessa zu suchen, hastete durch die anderen Zimmer, öffnete sämtliche Kleiderschränke, schaute unter die Betten und in das Backrohr des Gasherdes. Nirgends war sie zu finden.

Der Lärm hörte auf. Was sollte das bedeuten?

Im Schlafzimmer der Baronin fand ich die sterblichen Überreste der Baronin selbst und ihrer Kammerzofe. In den anderen Räumen waren einige weitere Tote zu finden. Es handelte sich anscheinend um Diener, den Koch, die Waschfrau... Allen waren die Köpfe abgetrennt worden. Alle Leichen saßen auf den edlen Stühlen des Barons. Die Köpfe lagen auf ihren Knien. Es schien, als hielten sie sie in den Händen.

Mir wurde übel. Um nicht hinzufallen, setzte ich mich auf einen Stuhl. Zu meinem Erstaunen saß der plötzlich gealterte Hippolyt neben mir. Wir rauchten. Hippolyt nahm einen Schluck Cognac aus seinem Flachmann, den er immer bei sich hatte. Darauf war das Wappen des Fürsten Stanislavs eingraviert, seines früheren Gebieters (zwei auf den Hinterpfoten stehende Leoparden mit dem Malteserkreuz dazwischen). Ich folgte seinem Beispiel.

Einen Meter von uns entfernt saß die Frau Baronin in einem rosa Seidennachthemd, aus dem ihre massigen Brüste auf den Bauch herabhingen. Sie trug Hausschuhe mit Bommeln. Ihr Mund war so weit aufgerissen, dass es aussah, als wollte sie uns verschlingen. Ihre Augen traten wie bei den übrigen Toten weit hervor, in den Haaren schimmerten dicke, gelbe Perlen.

Hippolyts Stimme klang fremd.

"Was war hier los? Wer hat das angerichtet? Warum?"

"Woher soll ich das wissen? Es handelt sich nicht um Raub, denn Räuber hätten die Wertsachen an sich genommen und keine Zeit darauf verschwendet, die Opfer auf Stühle zu setzen und drei ihrer Köpfe an die Wand zu nageln. Das sieht eher nach einem Ritual aus, nach Wahn, hinter dem sich etwas Jenseitiges verbirgt. Wir müssen die Polizei holen."

...

Die herbeigeeilten Polizisten betrachteten die Köpfe an der Wand und waren so entsetzt, dass sie zwei Paparazzi nicht bemerkten, die mit ihnen in das Gemach der Baronin eingedrungen waren. Sie hatten wie gewöhnlich den Polizeifunk abgehört, und am nächsten Tag erschienen Fotoreportagen in drei Lokalzeitungen. Die erste trug den Titel "Leichenfund im Hause des Barons", die zweite "Das Rätsel der abgerissenen Köpfe". Die dritte handelte von Hippolyt und mir und war überschrieben mit "Blutbad. Fürsten Esterhazy unter Verdacht."

Wir wurden festgenommen und zum Verhör mit Kommissar Leperé gebracht.

Ohne lange Umschweife erzählte ich ihm die ganze Wahrheit. Meine Verlobung, das Aquarium, der Kongress, der Sarg von Tante Agathe und die "jungen Bayern".

Leperé hörte mir zu und stellte einige Fragen. Dann ging er hinaus und befragte Hippolyt. Darauf kam er wieder und fing an zu sprechen.

"Weder Sie noch Ihr Cousin haben ein Alibi für die vergangene Nacht. Höchst bedauerlich. Ich fasse zusammen: Sie wurden aus dem "Melbourne" wegen Randalierens an die frische Luft gesetzt. Daraufhin las Ihr Cousin Sie auf der Straße auf und brachte Sie nach Hause. Sie waren sturzbetrunken. Sie hatten die Musikbox demoliert, sind Mädels an die Wäsche gegangen und haben obendrein damit gedroht, die Bar anzuzünden und auf die Gäste zu schießen. Ihr Cousin verließ Sie etwa um zwei Uhr nachts. Um neun Uhr morgens waren Sie schon an der Schwarzen Klippe. Junge Bayern auf der Jagd... Das sind doch lauter Lügen! Nach dem 'Melbourne' sind Sie und Ihr Cousin nicht etwa nach

Hause, sondern direkt zum Baron gefahren. Irgendwie haben Sie es geschafft, ins Haus einzudringen, vielleicht sind Sie einfach durch ein Fenster gestiegen. Dabei kam Ihnen zu Gute, dass drinnen alles schlief. Sie richteten ein Blutbad an und inszenierten diese grauenhafte Szene mit den Leuten auf den Stühlen, hängten die Köpfe Ihrer Gegner an die Wand und erschienen, als sei nichts gewesen, in diesem Fastnachtsaufzug an der Schwarzen Klippe, angeblich zum Duell. Sie legten besonderen Wert darauf, von joggenden Studenten und vom Wachmann an der Bushaltestelle gesehen zu werden. Ihre Story klingt merkwürdig. Wenn man bedenkt, dass Ihr Cousin nicht nur ungewöhnlich stark ist, sondern auch über eine langjährige Kampferfahrung verfügt und sich nach unbestätigten Berichten sogar mehrfach aktiv an Massakern unter der friedlichen Bevölkerung Südost-Asiens beteiligt hat, klingt sie sogar höchst merkwürdig. Meinen Eure fürstliche Hoheit nicht, dass es Zeit wäre für ein ehrliches Geständnis? Wer außer Ihnen beiden soll denn nur den geringsten Anlass zur Verübung eines solch schrecklichen Verbrechens gehabt haben? Ihr Standesdünkel erlaubte Ihnen nicht, sich dem Duell zu entziehen. Wenn dieses Duell stattgefunden hätte, lägen Sie jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach in einem Sarg. Sie hatten also nichts zu verlieren. Im Hause des Barons mussten Sie alle töten, die herrschaftliche Familie und die Dienerschaft, denn jeder wusste von dem Duell. Also haben Sie alle umgebracht. Wie Sie die Köpfe entfernt haben, wird das medizinische Gutachten zeigen. Vielleicht war Chloroform im Spiel? Nur eine Sache ist mir unklar: Warum haben Sie nicht auch Ihre frühere Verlobte umgebracht? Wo ist denn Agnessa, Fürst Henry? Wo ist Agnessa von Zarogi? Was haben Sie mit ihr gemacht? Haben Sie sie vergraben? In Beton eingegossen? Oder sie in einen Kellerraum eingesperrt? Wenn Sie der Polizei Ihren Aufenthaltsort mitteilen und wir sie gesund und unverletzt antreffen, dann verspreche ich Ihnen alle Erleichterungen und Vorteile, die einem Tatverdächtigen in solchen Fällen gewährt werden können. Bei alledem sehe ich in Ihnen eher den stillen Helfershelfer und nicht den Haupttäter. Vielleicht erkennt Sie aber das Gericht doch eher als Kandidaten für die Guillotine

als fürs Weiterleben. Bleiben Sie in diesem Raum, denken Sie nach, und werden Sie sich über Folgendes klar: Wenn wir Agnessa ohne Ihre Mithilfe finden, können Sie keine Haftmilderung erwarten."

Ich konnte mich nicht zurückhalten und fragte: "Halten Sie uns als Vertreter eines alteingesessenen Adelsgeschlechtes allen Ernstes einer solchen Schandtat für fähig? Und wenn das so ist, wie sollten wir denn als ganz normale Menschen in der Lage sein, so viele Köpfe abzureißen? Wir sind weder Gorillas noch amerikanische Superhelden. Hindert Sie denn dieser naheliegende Vergleich nicht daran, uns mit solch schaurigen Unterstellungen zu konfrontieren? Das ist doch vollkommen absurd. Ich weiß nicht, wo sich Agnessa aufhält und bin sehr besorgt über ihr Schicksal. Sie sollten darüber wohl besser bei Lydia Klech und Theodor Moltke nachfragen."

Der Kommissar nickte, würdigte mich aber keiner Antwort. Offenbar hatten meine Einwände ihn nicht beeindruckt.

...

Nie werde ich diese Nacht im feuchten Karzer auf einer matrattenlosen Metallpritsche vergessen. Mich plagten Gesichte, die nichts mit dem Verbrechen im Hause des Barons zu tun hatten. Es schien mir, als würden sich Geister aus den tiefsten Tiefen erheben, wo sie seit vielen Jahren geschlummert hatten. Alte Ängste und Zwangsvorstellungen lebten wieder auf. Deutlich vernahm ich die Stimme meiner Mutter, die nach mir rief: "Henry, Henry, komm zu mir." Und ich, ein sechsjähriger Knabe, trat nackt und barfüßig in ihr Zimmer. In der Mitte des Raumes, in dem es sonst keine Möbel gab, saß meine Mutter entblößt auf einem Hocker. Ich konnte ihre Schamhaare deutlich erkennen. Sie sah mich nicht an. Ihr schlafwandlerischer Blick war tief nach innen gekehrt.

"Henry, komm her."

Ich tat es, obwohl es mir äußerst unangenehm war und ich lieber davongerannt wäre.

"Gib mir deine linke Hand."



Auch das tat ich, und sie drückte sie kräftig mit ihrer Rechten. Dabei zog sie mich zu sich hin, spreizte die Schenkel und führte meine Hand in ihre Scheide.

"Komm zu mir, Henry. Niemand wird es dir übelnehmen. Dringe ein in meinen Körper."

Meiner Hand folgend geriet ich, ohne zu wissen, wie mir geschah, ganz und gar in die Scheide meiner Mutter. Dort sah es aus wie in einem lebendigen, gotischen Bogen, der rosarot pulsierte.

Schon befand ich mich nicht mehr in der Vagina, sondern in der Höhle der Teufelsklippe. Ich trat daraus hervor und traf plötzlich auf Alan. Er hielt einen Revolver in der Hand, mit dem er auf meine Stirn zielte. Mein Cousin Hippolyt schrie mit Schaum vor dem Mund: "Drei!" Langsam schwebte die Kugel aus der Mündung des Colts und bohrte sich wie eine Schraube in meine Stirn. Ich fiel auf den roten, trockenen Boden des Tales mit seinen Trilithen und Dolmen.

...

Am Morgen wurde ich nach einem dürftigen Gefängnisfrühstück freigelassen. Wie wunderbar!

Kommissar Leperé trat nämlich in meine Zelle, nickte mit dem Kopf, lächelte säuerlich und äußerte in knappen Sätzen: "Ich habe mich anscheinend geirrt. Tut mir leid. Fühlen Sie sich als freier Mann. Sie sind kein schlechter Prophet. Das ist verdächtig, aber nicht strafbar. Ich muss Sie allerdings bitten, unseren Bezirk zwei Wochen lang nicht zu verlassen. Vielleicht brauche ich von Ihnen Beratung oder Hilfe. Sonst habe ich Ihnen momentan nichts zu berichten. Sie können alles Weitere der Presse entnehmen."

Offenbar war in der gleichen Nacht ein zweites Massaker verübt worden, diesmal im spiritistischen Salon von Madame Lydia Klech. Die Putzfrau kam wie üblich um acht Uhr morgens in den Salon, um aufzuräumen. Sie öffnete die Tür mit ihrem Schlüssel. In dem Raum, wo die Séancen abgehalten wurden, entdeckte sie sieben Leichen, die um einen ovalen Tisch herum saßen und ihre abgerissenen Köpfe auf den Knien hielten.

Bei den Toten handelte es sich um Lydia, die Hausherrin, um ihre Gehilfin Martha und um das Medium, eine einfache französische Näherin, des Weiteren um vier Damen aus der besseren Gesellschaft, die Tische- rücken, Ektoplasma und Gespräche mit Toten liebten.

Agnessa war nicht darunter. Aber der Stuhl, auf dem die achte Teil- nehmerin der Séance gesessen hatte, war leer. Die unermüdlich for- schende Polizei fand nicht heraus, wer diese Achte war. Eine innere Stimme flüsterte mir zu, es müsse sich um Agnessa gehandelt haben. All die abgerissenen Köpfe stünden nicht nur in einer Beziehung zu ihr selber, sondern auch zu Tante Agathe, mit der sie auf unerklärliche Art in Kontakt getreten war, als sie bei ihren Knochen im Sarg lag. Das war zwar eine äußerst gewagte Hypothese, aber sie schoss mir sofort durch den Kopf, kaum dass ich angefangen hatte, über die Geschehnisse nachzudenken.

...

Zu Hause nahm ich ein Bad mit Rosenblüten. Welche Wohltat!

Ich rief Hippolyt an. Martin nahm das Telefon ab und berichtete, dass mein Cousin sich beim Herzog nach Strich und Faden über die franzö- sische Polizei beschwert hatte. Man habe ihn angeblich brüskiert und ihm einen teuren Ring gestohlen, ein Geschenk des Fürsten Stanislavs. Diese Nachricht weckte meine Lebensgeister und lenkte die Gedanken von den abgerissenen Köpfen fort. Ich stellte mir vor, wie der Herzog, dieser schlaue Fuchs, den "Ulanen" Hippolyt beruhigte und ihm über den Backenbart strich.

Sodann fuhr ich zu meinen Eltern, um ihnen von meinen Abenteuern zu berichten. Doch schon nach fünf Minuten musste ich feststellen, dass ihr Interesse merklich nachließ und bald zur Gänze schwand. Mein Vater fing an zu dösen, meine Mutter nahm irgendeine Frauenzeit- schrift zur Hand und blätterte sie langsam durch. Offenbar hatten sich meine Eltern in ihrem senilen Egoismus verpuppt. Der mit den un- schicklichen Bildern von meiner Verlobten garnierte Brief eines unbe- kannten Gönners vermochte es vor einer Woche, ein Loch in diesen

Kokon zu reißen. Doch die Wunde hatte sich bereits wieder geschlossen, ohne die kleinste Narbe zu hinterlassen.

Nach einem üppigen, aber langweiligen Mittagessen (Kochfisch mit Zitronensoße widert mich an) führte ich meine Mutter an der Hand in die Bibliothek und bat sie, mir ihre Familienchronik zu zeigen. Darin hoffte ich, Hinweise auf Eigenheiten von Tante Agathe zu finden.

Meine Mutter verstand nicht sofort, was ich von ihr wollte. Dann begann sie sich zu drehen und zu winden, wie es nun einmal ihre Art war. "Ach, ich weiß nicht, wo sich diese ekligen, alten Bücher befinden. Wahrscheinlich hat man sie während des kalten Kriegswinters im Kamin verheizt. Vor vierzig Jahren habe ich sie zum letzten Mal gesehen. Damals lebte Großmutter Charlotte noch. Agathe war fast ein Vierteljahrhundert älter als sie selber, und Großmutter mochte nicht an diese Schwester erinnert werden. Sie behauptete, Agathe habe 'ihre Seele dem Teufel verkauft'. Natürlich glaubte ich kein Wort von diesem Unsinn. Tante Agathe starb noch vor meiner Geburt, angeblich an Tuberkulose... Schau auf diesem Regalbrett, ja, da oben... Vielleicht findest du dort etwas. Ich setze mich auf die Terrasse, da atmet es sich angenehm leicht. Und die Rosen blühen heuer so wunderbar üppig. Diese da sind neu, Baccara."

...

Lange blätterte ich in den dicken, vergilbten Folianten der Familienchronik. Ich entdeckte so etwas wie die Memoiren von Tante Agathe. Dabei handelte es sich um ein achtzehnteiliges Manuskript, dessen Text in dem geschraubten Stil des 18. Jahrhunderts gehalten war. Wie konnte das möglich sein? Die Tante starb doch erst in den Vierzigerjahren. Sie schrieb hauptsächlich vom Wetter, von Familienangelegenheiten und von spiritischen Experimenten des Barons Schrenk. Das übliche esoterische Geschwurbel. Ich überflog es nur diagonal. Doch was war das? Hier las man die Aufzeichnung eines Gesprächs der Tante mit dem angeblich von den Toten auferstandenen Grafen Saint Germain, der sich offenbar mir ihr über das Geheimnis eines Lebenselixirs aus-

tauschte. Immerhin: Über die verklausulierte Rezeptur dieses Saftes lohnte es sich nachzudenken!

Auf den beiden vorletzten Seiten fiel es schwer, die Eintragungen zu entziffern. Dort handelte es sich um den leidenschaftlichen Monolog einer aufs Höchste erregten Frau, die sich selber mit allen möglichen okkulten Praktiken zur Weißglut brachte. Außer Rand und Band geraten, beschwor Tante Agathe "Wesen, die nach Erfüllung lechzen".

Auf der allerletzten Seite fehlte jeglicher Text. Tante Agathe hatte mit roter Tinte ein Bild gezeichnet, das von allen möglichen Symbolen des Bösen, darunter Freimaurerzinken und alchemistischen Zeichen, nur so wimmelte. Einige dieser Figuren erinnerten mich an die Trilithe und Dolmen aus meinem Traum. Und tatsächlich lagen da auch zwei Skelette, und es gab Hügel, die aussahen wie Abraumhalden. Außerdem eine nackte Frau mit einem Schleier aus Blättern, ein Baum mit brennenden Zweigen... Und halt – wer war dieser Mann mit Lackschuhen, Dreiteiler und Melone, der eine Zeitung las? Was sollte das alles bedeuten?

...

Im "Melbourne" weihte ich abends meinen Cousin Hippolyt bei Campari mit süßem Wehrmut in die Tagebuchnotizen von Tante Agathe ein, in das Gespräch mit Saint Germain, in die Zeichnung und den Mann mit Melone.

Man hatte Hippolyt auf Bitten des Herzogs den Topasring zurückgegeben, mit dem Ausdruck des Bedauerns dafür, ihn fälschlich des Mordes bezichtigt zu haben. Lüstern schaute er nach einer barbusigen, Dame mit blau gefärbter Kurzhaarfrisur, die neben ihm saß und bemerkte: "Der Teufel soll deine Tante und den Grafen Saint Germain holen. Ich habe diese Schauergeschichten satt und will gar nicht mehr darüber nachdenken. Wühle doch allein in deinem Mist!"

"Die Sache mit der Gruft war deine Erfindung, mein Guter! Ohne dich hätte ich mich vielleicht wieder mit Agnessa versöhnt, wir lägen irgendwo an einem Strand auf den Kykladen und beschäftigten uns intensiv mit der Weiterentwicklung unseres Familienstammbaums."

"Haben sie dich etwa nicht auf dem 'Kongress' genug gequält? Agnessa hat die Verlobung gelöst. Das Aquarium – schon vergessen? Was hast du geheult und gewinselt. Jetzt schiebst du die Schuld auf mich. Mein Plan war gut. Wir hätten die Familienehre wiederhergestellt und dem Teufelsweib eine Lektion erteilt. Aber du milchgesichtiger Jammerlappen hast dich eingemischt und diese verdorbene Zicke auch noch bemitleidet. Wenn sie nicht eine, sondern, wie geplant, vierundzwanzig Stunden da gelegen hätte, wäre das nur gut und gerecht gewesen. Aber so... Sieh doch selber, wie du damit klar kommst."

"Höre: Ich habe in der Zeitung gelesen, dass ein Werwolf, einer wie die Bestie von Gévaudan, die Köpfe abgerissen hat, und denke, dass vielleicht Agnessa diese Bestie ist. Etwas von den Knochen der alten Hexe ist in ihren Körper eingedrungen, hat ihr Wesen verändert und sie zu einem Monster werden lassen."

"Sie lag im Grab, hat ein Stückchen Knochen verschluckt und angefangen, Köpfe abzureißen wie Kamillenblüten? Und sie danach an die Wand gehängt? Ich bin ein einfacher Soldat, aber an einen derart hirn-rissigen Schwachsinn glaube ich nicht. Du hast einen Universitätsabschluss, ich weiß nicht mehr, welchen. Für dich wäre es schon eine Schande, dergleichen nur zu denken. Und du sprichst es auch noch aus!"

"Wenn es Agnessa nicht war, wer dann?"

"Du bist doch der Allwissende, nicht ich."

"Was denkst du, wo sich Agnessa versteckt hält?"

"Das hat mich Leperé auch gefragt. Dreihundertmal. Er hat sogar die Hand gegen mich erhoben. Dieser Hornochse, dieser Pharao! Was der sich einbildet! Wenn alles wieder im Lot ist, sollte man ihm den Säbel in den Leib bohren und ihn ausweiden. Ich habe keine Ahnung, wo deine Verlobte ist und will es auch gar nicht wissen. Vielleicht aalt sie sich mit Theodor am Strand. Auf den Kykladen. Beschäftigt sich mit der Erweiterung des Familienstammbaums. Aber nicht mit deinem, sondern mit dem aus der Wurstfabrik."

"Fährst du mit mir zu Theodors Villa? Das ist nicht weit von hier. Mir alleine wäre es unangenehm. Ich möchte ihm in die Augen schauen und fragen, ob er nicht weiß, wo Agnessa ist. Bitte, Hippolyt. Alleine schaffe ich es nicht, ihm einen Schreck einzujagen."

"Ich weiß, dass ich das bereuen werde, aber hols der Teufel, lass uns fahren. Ich trinke nur noch meinen Campari aus. Hoffentlich haben sie ihm noch nicht den Kopf abgerissen. Allmählich wird das langweilig: Abgerissene Köpfe, überall, wo wir hinfahren. Das ist wie in einem Roman, dessen Verfasser keine andere Idee mehr hatte und der ständig das gleiche Rad hin- und herdreht. Allmählich wird das hier zum Slapstick, und da wären wir als Hauptdarsteller am richtigen Platz. Du bestehst fast nur aus Schwäche und Konfusion, und ich bin der Soldat fürs Grobe. Die Getränke gehen heute auf deine Rechnung."

...

Theodor bewohnte eine zweistöckigen Villa in einem Zitronenhain. Sein Vater hatte sie ihm gekauft. Sie lag hinter einem durchbrochenen Zaun und bot einen traumhaften Blick auf das Mittelmeer, das drei Kilometer entfernt in all seiner Bläue dalag. Einen Swimmingpool mit Beleuchtung gab es auch. Eine Sauna und Statuen ebenfalls, im Keller befand sich eine Enothek. Das war wirklich schick, aber hier bei uns ist Reichtum nichts Besonderes.

Wir fuhren bis zum edlen, schmiedeeisernen Tor. Löwenmäuler, Greifvögel, Wassernixen, Blumen, Blattwerk, Wappen und Banner. Alle Minderwertigkeitskomplexe der Neureichen fanden in diesen Formen ihren stählernen Ausdruck. Nur vom Würstchen keine Spur.

Diesmal blieb Hippolyt im Lincoln, und ich begab mich zur Klingel.

Unerwartet schnell erschien Latur, der Butler Theodors, auf der anderen Seite des Tores. Er verbeugte sich und sprach: "Ich habe einen Brief für Sie, mein Fürst."

Er reichte mir den Umschlag durch die Gitterstäbe hindurch und verschwand. Sein Gesicht war violett, seine Augen wirkten wie tot. Während er sprach, bewegten sich seine Lippen nicht.

Sogleich öffnete ich den Umschlag. Darin befand sich eine Postkarte mit einem Blick auf Schloss Vieri. Auf der Rückseite sah man mit roter Tinte die Aufschrift: "Komme morgen um sechs Uhr abends hierher. Da erfährst du des Rätsels Lösung. Theodor, der Verstorbene."

Ich zeigte Hippolyt die Karte.

Dieser brummte: "Der Verstorbene? Was soll das denn heißen? Und wieder rote Tinte! Wollen sie da im Schloss einen 'Ball der Vampire' geben?"

"Bringst du mich morgen hin? Wenn es keinen Stau gibt, schaffen wir es in zwei Stunden. Ich habe keine Lust, meinen Vater um das Auto zu bitten."

"Hundertmal habe ich dir gesagt, dich angefleht: Kauf dir einen fahrbaren Untersatz. Du könntest überall hin. Fürst Esterhazy fährt mit dem Fahrrad durch die Stadt – das ist doch lächerlich. Aber ich kutschiere dich hin, irgendetwas muss sich ja um dich kümmern."

"Für heute noch eine letzte Bitte: Setze mich am 'Mirakel' ab, ich habe keine Lust die Nacht daheim zu verbringen."

"Möchtest du auf deinem affigen grünen Sofa nächtigen?"

"Nun ja, aber nicht allein, sondern mit Damen in seidener Nachtwand."

"Wir sind so zart wie eine Pampelmuse."

"Wir sind eben keine Ulanen, die alle zusammen mit den Pferden schlafen."

"Sei nicht so vorlaut, sonst ziehe ich dir die Ohren lang."

...

Das "Mirakel" war ein Bordell für bessere Kreise. Russische Neureiche mit hypertrophem Ego, dummen, aggressiven Visagen und dicken Geldbündeln in der Hand, wie es sie in letzter Zeit massenhaft an der Riviera gibt, hatte ich dort nicht gesehen, auch keine reichen Viehbarone aus Texas und arabische Ölscheichs, die angeblich alle öffentlichen Häuser in Paris gekauft hatten. Die Pförtner des "Mirakel" schickten solche Herrschaften höflich in den nahe gelegenen Puff "Goldene Schaukel". Die dortigen Empire-Möbel, die falschen Gobelins aus der

Zeit Ludwigs XIV und die nackten, Cancan tanzenden Perückenmädeln machten auf dieses Gesocks großen Eindruck.

...

Ich verbrachte die Nacht oft im "Mirakel". Schon als Jugendlicher war ich dort zu Gast...

Die Eigentümerin des Etablissements, eine strenge Dame namens Ristal, duldet keine Privatheit, gab sich mir gegenüber jedoch mütterlich. Auch jetzt legte sie den Arm um meine Taille und führte mich ins Zimmer, das ich schon seit einigen Jahren gemietet hatte. Dort stand tatsächlich ein langer, breiter, grün bezogener Divan, auf dem drei Leute gleichzeitig schlafen konnten. Ich zog es vor, den Divan als "Canapé" zu bezeichnen. So hatte es der Antiquitätenhändler aus dem Maghreb genannt, der es mir verkaufte. Bis auf das Canapé war das Zimmer leer. In einer Ecke befand sich lediglich eine Tapetentür. Hinter ihr verbarg sich ein kleiner Gang mit dem Kleiderschrank und zwei weiteren Türen: zur Küche und zum Badezimmer.

Alle vier Wände des Zimmers waren mit einem Fresko bedeckt, auf dem eine menschenleere, antike Stadt abgebildet war, die aussah wie die "Idealstadt" eines Renaissance-Malers. Die dachförmige Decke bestand aus einem blauen Himmel mit Federwölkchen. Vier kleine, ovale Fenster konnten die Illusion nicht stören, und wenn ich auf meinem Canapé saß, fühlte ich mich wie ein junger Grieche auf der Akropolis oder ein Römer auf dem Palatin, beim Kapitol...

Das Fresko stammte von einem belgischen Künstler, einem schüchternen und bescheidenen Riesen in lächerlichen Sandalen und einem schrulligen Hemd, von dem er in meinem Beisein die Ärmel mit einer Schere abschnitt, bevor er sich an die Arbeit machte. "Die Arme müssen frei sein, denn sie sind die Seele des Künstlers." Mein Vater, der vor dreißig Jahren begonnen hatte, wie Peggy Guggenheim eine Sammlung zeitgenössischer Kunst aufzubauen, kaufte ihm einige Bilder ab. Darauf sah man im Hintergrund gleich bleibende Kirchen und Schlösser, im Vordergrund nackte Frauen, die erstarrt wirkten wie Wachsfiguren. In Kindertagen wiesen sie meiner erotischen Phantasie den Weg.



Das halbe Zimmer war bedeckt mit einem dicken, einfarbigen Teppich, der Fliesen in dunklem Rosa darstellte.

"Wen darf ich heute zu Ihnen schicken, mein Fürst?"

"Rosa und Mary Constanze. Wenn sie frei sind."

"Gute Wahl. Feuer und Zärtlichkeit. Möchten Sie bei uns übernachten? Sollen wir Laken und Bettbezüge bereitstellen?"

"Seien Sie so gut."

"Zum Frühstück wie üblich Kaffee mit Lavendelhonig und frischen Quark mit Kirschmarmelade?"

"Sie haben ein erstaunliches Gedächtnis. Und geben die den Mädels, was sie verlangen."

\*\*\*\*\*

Die quälend lange Fahrt auf unglaublich engen Alpenstraßen mit ihren nicht enden wollenden Kurven, Anstiegen und Abfahrten erlaubten es mir nicht, in Gedanken all die sublimen Freuden noch einmal zu erleben, die mir die netten Damen in der vergangenen Nacht bereitet hatten. Sie strengte mich so an, dass ich das Ziel unserer Tour vergaß. Wir standen schon fünf Minuten vor diesem verteufelten Schloss. Mit seinen runden, von konischen Kuppeln gekrönten Türmen, die aus ihm herauswuchsen, sah es aus wie ein hoher, steinerner Serail. Anstatt aus dem Lincoln zu steigen, die längst ausbesserungsbedürftige Treppe hochzusteigen, dem Eingang zuzustreben und einzutreten, verharrte ich mit gesenktem Kopf auf dem behäbig breiten Sitz mit seinem unangenehm nach Tier riechenden Lederbezug.

Hippolyt hatte den Kopf aufs Lenkrad gelegt und döste.

...

Ich zwang mich, aus dem Wagen auszusteigen und sah auf das Schloss. Alle Fensterläden waren nicht nur geschlossen, sondern fest und auf grobe, nachlässige Art verrammelt. Die Fassade war wohl im Hundertjährigen Krieg zum letzten Mal gestrichen worden. Auf dem spitzgiebe-

ligen Dach, das mit rötlichen Ziegeln gedeckt war, erkannte man schadhafte Stellen.

Hippolyt gähnte und hustete. Auch er stieg aus, schaute skeptisch nach dem Schloss, nahm einen Schluck aus seinem geliebten Flachmann mit den Leoparden und wackelte mit dem Kopf.

Wir umschritten das Schloss, fanden etwas, das wie der Eingang zu einem englischen Kuhstall aussah und klopfen. Ich lauschte an der Tür. Keine Antwort, keine Schritte, nicht einmal das Brausen des Windes. Man legte die Ohren an vor lauter Stille.

Die Sonne verschwand hinter einem Berggrat. Es wurde dämmerig und kalt. All das wirkte seltsam beklemmend. Von weit her erschallte Wolfsgeheul.

Hippolyt bearbeitete die Tür mit der Faust und schrie: "Jetzt macht doch endlich auf, oder der Teufel soll euch alle holen. Verdammte Tür!"

Da hörten wir aus dem Schloss den Schlag einer Wand- oder Standuhr. Achtzehn Schläge. Die Tür ging mit einem musikalischen Quietschen auf, wir traten ein.

...

Sogleich befanden wir uns in völliger Dunkelheit. Das war ja der Gipfel der Gastfreundschaft. Nur gut, dass Hippolyt auf die Idee gekommen war, seine Taschenlampe mitzunehmen. Wir befanden uns in einem geräumigen, fensterlosen Zimmer mit nur einer Tür. Auf deren Gegenseite, wo der Eingang zum Schloss sein musste, befand sich eine gewaltige, altertümliche Standuhr. Zifferblatt und Pendel blinkten, als beständen sie aus purem Gold. Die Zeiger und die Ziffern waren aus Jade. Über der Uhr sah man ein rechteckiges, monochromes Fresko. Zwei Reiter in einer Uniform aus der Epoche der französischen Revolution zielten mit dickläufigen Flinten auf ein riesiges Untier, das wie eine Chimäre von Wolf, Hyäne und Löwe aussah. Im Hintergrund waren Berge, Wald und das Schloss Vieri auf einem niedrigen Hügel. Das Untier riss den gezahnten Rachen auf. Die Bildunterschrift informierte den Betrachter darüber, dass die berühmten Jäger Jean Charles

und Jean François im Jahre 17... zur großen Freude der Dörfler aus der Umgebung ein menschenfressendes Monster mit silbernen Kugeln erlegt hatten.

...

Statt eines Lüsters baumelte – oh namenloses Grauen – in der Mitte des Zimmers an einer langen Schnur die schaukelnde Leiche eines Erhängten. Wir kannten ihn. Das war Theodor Moltke, der Liebhaber meiner Verlobten Agnessa. Seine Zunge, lila wie bei einer Kuh, hing ihm herunter bis zum Kinn. Die toten Augen blickten ins Leere.

Ich erstarrte. Die Einladungskarte Theodors steckte in der Innentasche meines Jacketts und verbrannte mir die Brust.

Hippolyt erklärte tapfer, er wolle mir auf die Schultern steigen, um die Schnur mit seinem Federmesser zu kappen. Ich verschränkte die Hände. Unter Ächzen und Stöhnen führte Hippolyt aus, was er geplant hatte. Der Tote fiel auf mich, und seine Zunge streifte meine Wange, als wolle er mich ablecken. Nach ihm stürzte mein schwergewichtiger Cousin auf mich. Doch alles ging gut. Mit vereinten Kräften lehnten wir den Körper an die Wand und Hippolyt schloss dem Toten die Augen.

Ich flüsterte: "Wir sitzen in der Falle, Fürst. Sie belieben mit uns zu spielen, und dann reißen sie uns die Köpfe ab wie dem Baron Zarogi, seinen Söhnen und diesen dusseligen Teilnehmerinnen der spiritistischen Sitzung. Hast du die Bestie auf dem Fresko gesehen? Manche behaupten, das Untier sei die Baronin selbst gewesen, die damalige Herrscherin auf Schloss Vieri. Vielleicht ist der heutige Burgherr auch..."

"Nur ruhig, ruhig, Henry. Wie wir hineingekommen sind, so gehen wir wieder hinaus. Komm, wir schauen, was sich hinter dieser Tür verbirgt. Der, der uns hier eingesperrt hat, will offenbar, dass wir durch diese Tür hinausgehen. Wir werden uns seinem Willen nicht widersetzen. Zunächst jedenfalls nicht. Ich schwöre, dass ich silberne Kugeln für meine Winchester bestelle, wenn alles gut geht."

...

Hinter der Tür gab es ein weiteres, gut beleuchtetes Zimmer. Die Lichtquelle, die einem in die Augen stach, befand sich irgendwo an der Zimmerdecke, wenn da wirklich die Zimmerdecke war. Was dort leuchtete, verstanden wir nicht, es ähnelte einem Scheinwerfer im Theater. Auf dem Bretterboden stand ein hübscher, runder Schemel. Mit dem Rücken zu uns gekehrt, saß darauf eine Dame in prächtigem, dunkellila Spitzengewand mit einem dreieckigen Rückenausschnitt. Der Kopf befand sich auf ihrem langen Hals, die Frisur lag in ordentlichen Wellen. Ihre Hände hielt sie auf den Knien.

"Guten Tag, Madame!"

Die Stimme meines Cousins zitterte.

Die Dame drehte sich nicht um. Sie saß unbeweglich da wie eine Puppe und schaute in den Spiegel, der ein paar Schritte weiter an der Wand hing. Einst war die Wand wohl mit einer gemusterten Tapete beklebt gewesen. Jetzt war sie teilweise verschwunden, abgerissen, und hing in unschön hochgerollten Dreiecken da.

Hippolyt ächzte, zupfte sich am Backenbart, stieß mich leicht in die Rippen und zeigte mit den Augen auf den Spiegel. Er zeigte die tugendhafte Dame, die auf besagtem Schemel saß – aber die Dame im Spiegel war – nackt.

...

Hinter ihr sah man nur einen Teil des Zimmers. An der Wand gegenüber vom Spiegel prangte ein Landschaftsbild unbekannter Herkunft, wo man einen einzelnen Baum auf einer Lichtung erkannte, außerdem Büsche und einen römischen Triumphbogen.

Ich rieb mir die Augen und zog mich am Ohr.

Hippolyt hielt es nicht aus.

"Madame, ich bitte Sie mich zu entschuldigen. Ja, ich weiß nicht, was ich sagen soll. Man lud uns ein für sechs Uhr abends, wir sind gekommen. Uns begegnete im Nachbarraum ein Erhängter, und Sie halten uns keines Wortes für würdig."

Schweigen. Die Dame saß da wie ehedem und tat keinen Mucks.

Hippolyt berührte sie vorsichtig an der Schulter. Sie rutschte unbeholden vom Schemel und fiel zu Boden. Tatsächlich: Es handelte sich um eine Puppe. Im gleichen Moment stand ihr Spiegelbild anmutig vom Schemel auf, drohte uns mit dem Finger und verschwand in einem Wäldchen. Genau das gleiche Untier wie auf dem Fresko rannte daraus hervor, schaute uns grimmig an und heulte wölfisch.

Schon im nächsten Moment verlor der Spiegel seine Fähigkeit, eine andere Welt zu projizieren und zeigte nur das Zimmer, den hübschen Schemel, die ungelenk auf dem Boden liegende Puppe mit dem dunkel-lila Kleid, und die von den Wänden abgelöste Tapete. Uns selbst konnten wir allerdings nicht erkennen, obwohl wir ganz nahe herangingen. Hippolyt klopfte mit einem Fingerknöchel an die Oberfläche. Der Spiegel fing an, böse zu dröhnen, bildete aber nicht einmal die Hand ab, die an ihn klopfte.

Auch in diesem Zimmer gab es nur eine Tür, und zwar eindeutig nicht die, durch die wir hereingekommen waren. Wir öffneten sie ganz spontan, verließen den Raum mit dem Spiegel, und...

...

Und befanden uns an einem Meeresstrand.

Die Sonne schien mit aller Macht! Man sah keine Berge, auch die Burg war nicht mehr da. Hippolyt streckte wehmütig seine Hände aus und schaute mich flehend an. Ich stülpte die Oberlippe über die untere und bat den Cousin um seinen Flachmann mit dem Cognac. Wir saßen auf den warmen Steinen, tranken und rauchten Hippolyts Lieblingszigaretten. Dunhill. Hippolyt entnahm sie einer wunderhübschen roten Schachtel, die damals noch nicht mit abschreckenden Aufschriften und Schockfotos verunziert war. Der Cognac schmeckte wie warmes Wasser und die Zigaretten hatten keinerlei Aroma.

Wo mochten wir sein?

Im Theater?

Im Pavillon eines Filmstudios?

Befand sich darin die Installation eines Meisters des Absurden?

Vielleicht, aber es handelte sich um kein irdisches Theater, um keinen irdischen Pavillon, um keine irdische Installation.

Spielte die Szene im Kopf eines Wesens aus einer ganz andern Welt, das die Erde bereiste und versuchte, das Gesehene wiederherzustellen?

Der Raum weitete sich, floh in die Tiefe... Aber das tat er nicht so, wie er es hätte tun sollen. Die Zeit verlangsamte ihren Lauf. Und trug uns vom Nirgendwo ins Nirgendwo.

Ich schaute aufmerksam nach Hippolyt und wurde mir darüber klar, dass hier nicht nur der Cognac seine üblichen Eigenschaften verloren hatte. Auch wir hatten aufgehört, wir selbst zu sein. Von uns blieben... Abbildungen? Hüllen, die aus Ängsten und unerfüllten Wünschen gewebt waren? Oder etwas, von dem wir noch gar keinen Begriff hatten?

...

Vor uns lag das Meer. Aber was für eines! Es hatte mit einem Meer nichts gemein. Es war nicht tief, die Wellen waren nicht echt, das Wasser...

Der Himmel über uns... schien aufgemalt zu sein. Die Sonne war auf ein kleineres Format zusammengeschrumpft und drehte sich wie ein Brummkreisel. Vielfarbige Protuberanzen stiegen von ihr auf. Handelte es sich um einen Kugelblitz?

Die Luft bestand ganz offensichtlich nicht nur aus Sauerstoff und Stickstoff, sondern auch aus Gasen, die die Atmung erschwerten. Am Ufer bemerkten wir einige seltsame Gebäude. Fabriken? Schwimmhallen für Roboter?

Eine vorsintflutliche Dampfmaschine setzte Apparate unbekannter Bauart in Bewegung. Ihre Pfiffe und ihr Knirschen schienen unecht zu sein. Ihnen fehlte offenbar eine klare Definition. Alles um uns herum besaß keine klare Definition...

Wir saßen auf einer Art steinernem Podest, das zumindest aussah wie aus Stein, das aber in Wahrheit aus Gummi bestand. Wir hatten Bedenken, dass es aufreißen könnte und wir in einen unsichtbaren Spalt fallen würden.

Im Meer badeten nackte Frauen. Das Wasser benetzte ihre Haut nicht, denn es war nicht "nass". Es bestand aus vielschichtiger Seide, bläulich-grauer Seide, und die Wellen "liefen" nicht über dieses Meer, sie hoben und senkten sich nur langsam.

Ich habe den Begriff "Frauen" verwendet, aber diese Wesen erinnerten nur vom Äußeren her an irdische Frauen. In Wahrheit handelte es sich um Latexpuppen, die zum Leben erweckt worden waren. Vielleicht waren es erste, noch unvollkommene Prototypen für die Erschaffung künstlicher Menschen.

Die Latexfrauen wechselten ihre Körperstellung unter enormer Kraftanstrengung. Sie schaukelten wie Bojen, fast kostete es Mühe, ihnen zuzusehen. Noch mehr Überwindung kostete es, ihren unartikulierten, keines Menschen ähnlichen Lauten zuzuhören. Ihre Stimmen gackerten, klirrten und krächzten.

Auf einmal wurde mir klar, was hier zu tun war. Entschlossen nahm ich den kraftlosen Hippolyt an der Hand und sprang mit ihm zusammen ins Meer. Das Wasser ging uns nur bis zum Bauch.

Ich lief über den sandigen Grund und zog meinen Cousin an der Hand hinter mir her. Wir schritten schweigend, ohne uns umzudrehen auf das offene Meer zu. Wir sahen uns nicht an, sahen auch nicht auf das Meer und den aufgemalten Himmel, bis uns plötzlich klar wurde, dass wir über das trockene Pflaster einer europäischen Stadt schritten.

...

Wir gingen an dem dunklen Gebäude des städtischen Gerichtshofes vorbei, der mit Kollonaden und riesigen, allegorischen Figuren geschmückt war. Lange zogen wir an einer hohen Mauer vorbei, hinter der man Fabrikgebäude und Rohre erkennen konnte, wanderten dann an einigen dreistöckigen Wohnsilos vorüber und gelangten an einen kleinen Bahnhof. Nur dort brannte Licht, alle anderen Gebäude waren dunkel. Besser gesagt: dunkelblau.

Wir traten ins Bahnhofsgebäude ein und befanden uns in einem großen, altmodischen Saal, an dessen Decke gasbetriebene Lüster hingen. Links saß eine Fahrkartenverkäuferin in einem gelben Kleid mit riesi-

gem Decolleté hinter dem Tresen. Handelte es sich wieder um eine Puppe? Oder um einen unfertigen Androiden?

Die Fahrkartenverkäuferin wandte den Blick nicht von einer nackten Blondine, die rechts von ihr stand. Diese hochgewachsene, schlanke und hübsche junge Frau sah auf den dunklen Teppich vor dem Fahrkartenschalter. Sie stützte ihre jugendlichen Brüste mit der Hand. Unser Erscheinen rief auch bei ihr keinerlei Reaktion hervor.

An der gegenüberliegenden Seite des Saales stand eine lange, fliederfarbene Couch, auf der in ziemlich frivoler Stellung eine weitere unbekleidete Dame lag, die an Goyas "Nackte Maja" erinnerte. Über ihr hing ein großer Spiegel an der Wand, der diesmal die Realität im Rahmen der allseits bekannten optischen Gesetze wiedergab. Links davon war der Ausgang zu den Bahnsteigen. Ein Güterzug stand auf dem Gleis. Hinter ihm konnte man einen Uhrturm sehen. Die runde Wanduhr über der Fahrkartenverkäuferin und die Turmuhr zeigten beide zehn Minuten nach zwölf.

Hippolyt fragte mich: "Henry, befinden wir uns immer noch in diesem verdammten Schloss? Ich hoffe, dass es so ist, dass der ganze Spuk irgendwann ein Ende hat und wir nach Hause können."

"Ich bin nicht sicher, ob wir uns aus eigener Kraft von hier losreißen können. Er, sie oder es muss uns höchstpersönlich erlösen, hat aber bislang offenbar gegenteilige Absichten. Er möchte, dass wir weiter durch dieses Labyrinth irren und uns an seinem Abrakadabra erfreuen."

"Wer ist 'er'? Was zum Teufel führt er im Schilde?"

"Keine Ahnung. Vielleicht dienen wir ihm als Versuchskaninchen? Will er unsere Reaktionen testen? Oder die Plausibilität seiner Artefakte? Vielleicht weiß er aber selbst nicht, was er will, welches Spiel er spielt und welche Possen er reißt. Das wäre die unangenehmste Variante. Vielleicht hat er wie ein Irrer ein verworrenes Labyrinth-Haus gebaut und ein paar Hamster darin ausgesetzt."

"Er reißt Possen? Hat Hamster ausgesetzt? Uns? Dem werde ich zeigen, was wir für Hamster sind!"



Hippolyt zog eine automatische Pistole aus seiner Tasche und begann damit um sich zu schießen. Ich konnte ihn nicht daran hindern. Er verschoss 17 Kugeln, wechselte das Magazin und schoss weiter. Er zerstörte den Spiegel und zwei Lampen des Lüsters, durchsiebte die Fahrkartenverkäuferin und die nackten Frauen, zerdepperte einen eleganten Blumenkübel mit einem Fikus auf einem Postament und versenkte einige Kugeln in der Wanduhr. Während seiner Schießerei schimpfte er auf Ungarisch herum, hüpfte und sprang im Kreis, als würde er einen Tschardasch tanzen. Wütend schoss er die letzte Kugel in die Stirn der Blondine, die sich auf dem Fußboden wälzte.

Die drei von Hippolyts Kugeln durchsiebten Frauen wurden schlaff wie die Flossen von transusigen Robben, wackelten mit Armen und Beinen, verdrehten die Augen und wackelten mit den Köpfen. Aus ihren halb geöffneten Mündern drang etwas wie ein Mäusepiff, aus den Schusswunden tropfte eine unangenehm grünliche Flüssigkeit. Wir legten sie nebeneinander wie Schaufensterpuppen, wickelten sie in den Teppich, schleppten sie auf den Bahnsteig hinaus und warfen sie auf die Schienen. Danach setzten wir uns auf das Sofa, um durchzuatmen und unsere Gedanken zu ordnen.

...

Das gab es doch nicht!

Hippolyt zeigte mit dem Finger auf die Uhr und schrie: "Schau da!"

Die drei Einschusslöcher im Zifferblatt fingen wie von selbst an, wieder zuzuwachsen. Dann reparierte sich eine Lampe im Lüster aus eigener Kraft, wie in einem rückwärts projizierten Film. Die nächste Lampe folgte. Der Spiegel stand wieder auf. In Sekundenschnelle nahm das Zimmer im Bahnhof wieder die gleiche Gestalt an wie vor dem Geballer meines Cousins. Anschließend ging die Fahrkartenverkäuferin in den Raum, ohne jegliche Anzeichen von Schussverletzungen am Körper. Langsam, das Hinterteil zuerst, erklomm sie ihren Platz, setzte sich und erstarrte in der gleichen Pose wie vorher. Danach erschien die Blondine, ebenfalls im Rückwärtsgang, und stellte sich dahin, wo sie vorher gestanden hatte. Die Schusswunde in ihrer Stirn schloss sich.

Als Dritte humpelte die Maja herein.

Wo vorher der Teppich zu sehen war, verdüsterten sich die Fußbodenbretter, auf dem Holz zeigten sich Falten, und nach einigen Sekunden befand sich der Teppich wieder an seinem alten Platz.

"Um Gottes Willen, bitte schieße nicht mehr!"

"Was ist denn los, tut es dir etwa leid? Ich habe noch ein Magazin dabei."

"Alles, was du ringsherum siehst, ist nicht echt. Es besteht nicht aus gewohnter Materie, sondern aus... Ich weiß nicht, aus was... aus sich verdichtenden Erinnerungen, Vorstellungen, Wünschen. Seinen Wünschen. Für ihn hat alles hier einen Sinn, es ist ihm lieb und wert. Daher lässt er es nicht zu, dass wir etwas zerstören. Er bestraft uns für unsere Renitenz. Du wirst es sehen. Wie er das machen wird, weiß ich nicht.

Da ertönte plötzlich das Abfahrtssignal des Zuges. Er setzte sich in Bewegung und schaukelte langsam davon. Mir kam es vor, als handle es sich um eine Spielzeugeisenbahn, obwohl sie die Größe eines echten Zuges hatte.

Und wieder hörten wir das Geheule.

...

Auf einmal begann Hippolyt, sich auszuziehen. Ich wollte ihn daran hindern, bemerkte jedoch, dass er sich automatisch bewegte. Wie ein Roboter.

Während er die Kleider ablegte, warf er sich auf die nackte Maja, drückte ihre Schenkel auseinander, griff ihr grob an die Brust, rammte seinen ulanischen Phallus mit voller Wucht in ihren Körper und verfiel in rhythmische Bewegungen. Nach kurzer Zeit drehte er sich mit sichtlicher Mühe zu mir um und stöhnte: "Das tue ich gegen meinen Willen. Nimm dich in Acht, Henry!"

Da überkam mich die unbezwingliche Lust, die Blondine zu umarmen und zu küssen. Arme und Beine gehorchten mir nicht. Er, der Unsichtbare, der offenbar anwesend war, führte mich wie eine Marionette, ohne dass ich mich seinem Willen hätte widersetzen können. Ich zog mich aus, ging zur Blondine, umarmte sie heftig und küsste sie. Ihre

Zunge schmeckte nach Eisen, die Lippen waren aus Gummi. Nach wenigen Augenblicken drang ich stehend in sie ein.

Hippolyt wurde als Erster fertig und schrie vor Schmerzen. Etwas später durchlebte ich das Gleiche. Statt Wogen seligen Genießens lief eine Woge schneidender Schmerzen von den Hoden bis zur Eichel. Das war die Strafe für unsere Schießerei.

...

Auf der Straße, dort, vor den dunkelblauen Häusern, kamen wir wieder zu uns, nackt und barfuß. Der Bahnhof verschwand, das Grauen ging weiter.

Wir wankten ziellos dahin. Die kalten Pflastersteine versengten unsere Füße. Auf einmal hörten wir das Quietschen einer Straßenbahn, die uns überholte. Wir standen auf dem Trottoir und guckten. Eine blaue Tram fuhr langsam vorbei. Der tote Theodor saß am Steuer. Er trug seine lächerliche Mütze, grüßte uns und zeigte mit dem Finger auf die grau-violette Zunge, die ihm noch immer aus dem Mund hing. Wir kannten alle Passagiere. Da war Theodors Diener Latur mit Asphalt-Gesicht, Baron und Baronin von Zarogi mit ihren Söhnen und Dienern, außerdem die sieben Teilnehmerinnen der spiritistischen Sitzung. Alle hatten schrecklich verstümmelte Visagen. Agnessa saß nicht in der Bahn. Lydias Augen traten aus den Höhlen, sie öffnete den Mund und zeigte ihre unnatürlich langen, rötlichen Zähne. Einen davon zog sie aus dem Kiefer und steckte ihn sich in die Wange. Frau Martha riss sich die Augen aus den Höhlen und zeigte sie uns. Sie blitzten und kullerten in ihren Händen herum.

...

Von weitem erblickten wir den beleuchteten Eingang eines pompösen, öffentlichen Gebäudes. Wir gingen hin. Auf einem Schild stand in schwarzer Schrift: "Spitzner-Museum". Ein unbezwingbares Verlangen, durch die Säle dieses seltsamen Museums zu laufen, überkam uns beide. Man konnte nur über eine offene Veranda, die an eine Bühne erinnerte, hineingelangen. Von der Straße aus führten Stufen, die mit einem ein roten Läufer bedeckt waren, dorthin. Fünf geschneigelte Gentleman in

feinen Anzügen standen darauf und plauderten gepflegt. Ihre Gesichter strahlten Würde und Selbstbewusstsein aus. Wo mochten sie herkommen? Nackt und barfüßig, wie wir waren, fühlten wir uns in ihrer Gegenwart nicht wohl.

Die Gentlemen versperrten uns die Tür.

Hippolyt wollte sie bitten, den Weg frei zu machen, aber ich drückte den Zeigefinger auf die Lippen und bedeutete ihm mit Gesten, dass wir erst einmal hören sollten, über was sie sprachen.

Also lauschten wir.

...

"Mars, was soll das bedeuten? Eine Frau in Trance. Ein Skelett."

"Wunderbar, Jupiter! Ein Junge, anscheinend ihr Sohn."

"Überraschend, neuartig, Saturn! Und das in Zeiten der Okkupation."

"Mir fehlen die Worte. Wie gerne würde ich dieses Bild kaufen, Uran!"

"Jederzeit, Neptun! Das ist doch etwas anderes als diese großspurigen Kubisten oder diese hirnlosen Abstrakten."

Die Herrschaften sprachen über ein Bild. Vielleicht hielten sie diese Szene auf der Veranda vor dem Museumseingang für ein Gemälde... Wieder und wieder sprudelten kurze Bemerkungen aus ihnen hervor wie aus Maschinen zur Herstellung von Nudeln. Seltsamerweise redeten sie sich mit den Namen von Planeten an.

Bei alledem bewegten sie sich nicht, gestikulierten nicht, Lippen und Augen blieben starr. Die Stimmen drangen aus ihren Körpern hervor wie das Echo aus einer Höhle.

"Was hältst du davon", flüsterte ich Hippolyt zu, "sind das auch solche Unglücksrabben aus dem Schloss wie wir, oder...?"

"Das sind gottverdammte Schwätzer, die Sorte kenne ich! Kritiker, Kunstkenner."

Da hörten wir hinter uns Hufeklappern, Quietschen und Knacken. Ein altes, schmuddeliges Fuhrwerk rollte auf das Museumsgebäude zu. Der Kutscher, der aussah wie ein Schneemensch, sprang herab und stieß uns mit seiner haarigen Pranke zur Seite. Er packte die fünf Gentlemen, zertrte sie fort und schleuderte sie achtlos auf den Wagen, als wären sie

Holzscheite. Zum Abschied schnitt er uns grausige, abstoßende Grimassen und peitschte das Pferdchen an, dessen Vorderteil aussah wie bei einem normalen Klepper, dessen Hinterteil jedoch aus einem Skelett bestand.

Augenblicke später verschwand der Karren mit dem Kutscher und den Gentlemen.

Wir stiegen die Treppe empor.

...

Der Eingang des Museums befand sich auf der linken Seite der Bühne. Hinter dem bordeauxroten Vorhang zeichnete sich die Gestalt eines Menschen ohne Haut ab, wie man sie aus anatomischen Atlanten kennt. Als ich diese Gestalt betrachtete, erinnerte ich mich, was das "Spitzer-Museum" war. Meine Eltern erfreuten mich früher einmal mit dem Besuch einer ähnlichen Einrichtung in Paris. Das damalige Museum glich einem Panoptikum und enthielt eine Ansammlung unglaublicher anatomischer Missbildungen. Seltsamerweise zieht dergleichen das Publikum an. Ein ganzer Saal war der augenfälligen Darstellung von Folgen der Syphilis gewidmet. Die Eltern wollten mich vor dieser furchtaren Krankheit warnen, was dazu führte, dass ich nicht vor der Syphilis Angst bekam, sondern vor dem Leben an sich.

Neben dem Eingang saß eine Frau, die Eintrittskarten verkaufte. Wie bei allen weiblichen Wesen in dieser seltsamen Welt handelte es sich um eine erotische Puppe, um ein Stereotyp dessen, was Männer sich unter einem weiblichen Wesen vorstellen. Ihr weißes Atlaskleid verdeckte weder den langen Hals, noch die prächtigen Schultern oder die Brust.

Auf der rechten Seite der Bühne stand ein menschliches Skelett, das von zwei eisernen Haken gehalten wurde und an der Mauer lehnte. Es war groß und bedrohlich. Offenbar sollte es den Besuchern vom ersten Moment an, noch vor dem Eintritt ins Museum, einschüchtern. *Memento mori!*

In der Mitte standen zwei Menschen – ein verloren wirkender, nackter Jüngling von etwa sechzehn Jahren und eine Frau in einem langen,

schwarzen Kleid, die einer der Gentlemen als dessen Mutter bezeichnet hatte. Sie warf den Kopf extatisch zurück, Hals und Brust waren unbekleidet.

Vielleicht war sie nicht die Mutter des Jünglings, sondern stellte nur eine Allegorie tief empfundener Freude dar, und der Knabe suchte lediglich – wie wir alle – seinen Platz zwischen Eros und Thanatos.

Ich teilte Hippolyt diese Interpretation mit. Aber er wedelte bloß mit der Hand und fing an zu hüsteln. Aus dem Körper des Knaben ertönte es plötzlich: "Ich fürchte mich! Ich bin eingesperrt! Helfen Sie mir!", während die extatische Dame ohne die Augen zu öffnen mit hohler Stimme von sich gab: "Macht euch fort, rennt weg, hier erwartet euch der Tod, der Tod..."

Das Skelett klapperte bedrohlich mit den Zähnen und versuchte, sich auf uns zu stürzen, aber die stählernen Haken hielten es zurück. Die Kartenverkäuferin drehte langsam und unter Knirschen den Kopf in unsere Richtung und flüsterte uns zu: "Kaufen Sie Eintrittskarten, meine Herren! Zwei Franken! Schüler und Studenten ein Franken. Für Magister kostenlos."

Wir traten ins Museum ein. Der Mensch ohne Haut spreizte seine grauisigen, blutigen Hände und versuchte uns aufzuhalten, aber der tapfere Hippolyt stieß ihm mit der Faust in die Hüfte. Da zuckte die Gestalt zusammen, erbebte und räumte das Feld.

...

Das Museum war widerwärtig. Vor uns lag eine Frau in weißem Kleid. Ihr Gesicht war nicht von Schmerz verzerrt, es wirkte nur erstaunt. Ein Loch von der Größe einer Suppenschüssel klaffte in ihrem Bauch. Darin wuselten zwei noch ungeborene Kinder herum. Die Frau beschwor uns mit schauriger Stimme: "Rennt weg, er kommt! Er ist schon ganz nah! Er schneidet euch den Bauch auf und reißt die Gedärme heraus!" Neben ihr saß eine Schönheit, der der Unterkiefer fehlte. Auch sie versuchte etwas zu sagen, aber ihrer Lunge entrang sich nur ein Pfeifen.

Die dritte Frau war vom Hals bis zum Schambereich aufgeschlitzt und von innen nach außen gestülpt. Ihr Körper drehte und wand sich. Der Kopf kicherte.

Etwas weiter weg stand ein hübscher Junge mit einem Unterkörper, aber zwei Rümpfen und zwei Köpfen. Er betrachtete uns aufmerksam. Seine beiden Köpfe wiederholten stumpfsinnig: "Du bist ein Kopf, und ich bin ein Kopf! Du bist ein Kopf, und ich bin ein Kopf!"

Hinter ihm stand ein Regal mit gläsernen Gefäßen, die Formalin enthielten. Darin wurden die verschiedensten Missbildungen aufbewahrt. Sie alle schnitten grausige Fratzen und versuchten zu tanzen.

Noch ein Stück weiter sah man innere Organe mit genetischen Defekten und Geschwulsten. Sie zuckten und stießen Blasen aus.

Hunderte von verwachsenen Skeletten, die zu zerfallen drohten, zapelten mit ihren knöchigen Gebeinen herum und streckten die langen Arme nach uns aus.

Ein eigener Saal war den Opfern von Serienkillern und Triebtätern gewidmet. Diese unglückseligen Wesen winselten und flehten um Gnade. Aber die Mörder kannten kein Erbarmen. Manchmal drehten sie uns die Köpfe zu und zeigten ihre garstigen Zähne.

Es gab auch einen Saal, in dem Scharfrichter sowie Werkzeuge für Folter und Exekutionen gezeigt wurden. Viele zum Tode Verurteilte beteten, andere verfluchten die Henkersknechte. Folteropfer flehten um Gnade, beteuerten ihre Unschuld und bezichtigten andere des böswilligen Verrats. Unbeugsam verrichteten die Schergen ihr Handwerk. Wahrscheinlich erhofften sie sich von ihren Auftraggebern Medaillen und Ehrenurkunden.

In einem Raum mit violetten Wänden wurden anhand einer Reihe von Beispielen diverse Formen sexueller Gewalt vorgeführt. Marquis de Sade trat gemeinsam mit der russischen Bojarin Darja Saltykowa auf. Der Marquis vollführte Gesten, die wir nicht verstanden. Anscheinend lud er uns zur Teilnahme an einer Blutorgie ein. Madame Saltykowa spuckte herum und versuchte uns zu kneifen oder zu schlagen.

In einem roten Saal entdeckte ich eine ganze Sammlung abgerissener Köpfe. Sie zwinkerten mit den Augen, öffneten ihre toten Münder und krächten.

Die übrigen Säle werde ich nicht beschreiben. Es war zu grausam.

...

Bei dem Museum, durch das wir gingen, handelte es sich nicht um eines für anatomische Missbildungen, sondern um ein Museum des Bösen. Seine Kuratoren wollten den Besuchern einreden, dass die Schöpfung völlig aus dem Ruder gelaufen war, sich ihrer Verantwortung entledigt und die Menschheit ihrem Schicksal überlassen hatte. Also begannen die Leute, sich gegenseitig umzubringen und die Natur zu zerstören. Aber die Natur rächte sich dafür.

Zu Hippolyt sagte ich: "Lass uns hier weggehen, ich kann das nicht mehr ertragen."

Da merkte ich plötzlich, dass mein Cousin nicht mehr an meiner Seite war. Noch einmal lief ich durch die Säle, schloss hin und wieder die Augen und hielt mir die Ohren zu – Hippolyt blieb verschwunden.

...

Ich trat hinaus, befand mich aber nicht mehr in der gleichen, schaurigen Straße mit den dunkelblauen Häusern, wo die Trambahn voller Leichen an uns vorbeigefahren war. Alles war ganz anders.

Diese Straße hier war paradiesisch schön. Sie badete im Licht der Sonne, nackte Schönheiten liefen hin und her. Es war die Straße meiner Träume aus der Kinderzeit.

Eine leichte Brise brachte Kühlung, blühende Bäume verströmten Wohlgeruch, Achtung gebietende Bauwerke aus der Antike erfreuten das Auge.

Mein Cousin Hippolyt lag unter einer blühenden Akazie. An seinem Finger funkelte der Ring mit dem Topas und den Billanten. Um ihn herum hockten drei wohlgebaute, hüllenlose Asiatinnen. Sie rieben ihm die gebräunte Haut mit wohlriechendem Balsam ein.

Meine Verlobte Agnessa lag mit Theodor eng umschlungen im seidigen Gras. Sie plauderten fröhlich. Theodor trug rosa Handschuhe und



winkte mir einladend, Agnessa schickte ein Luftküsschen. Baron von Zarogi saß auf einer Chaiselongue und las in der Zeitung "La Vie Mondaine". Die Baronin wiegte sich in einer Hängematte und betastete mit ihren soignierten Fingern Diamanten und Smaragde in einer Schale aus Jaspis. Auf ihrem Kopf strahlte eine Krone mit großen, birnenförmigen Perlen.

Alan und Moritz, ihre Söhne, spielten Flöte für einen Schwarm unbedeckter Lesbierinnen, die sich gegenseitig streichelten.

Lydia Klech schaute in einen rosa-blauen, magischen Kristall. Ihre Gehilfin Martha vergnügte sich mit einem jungen Mulatten unter einem Pfirsichbaum. Das Mädchen, das als Medium diente, hütete goldene Schäflein.

Die übrigen Teilnehmerinnen der unglückseligen Séance sangen ein Spiritual im Chor. Doktor Ferdinand, deutlich verjüngt und aufgehübscht, sang mit. Auf seinem nackten Körper trug er einen schneeweißen Kittel und hielt ein Stereoskop in der Hand. Der alte Ischtvan schmuste hingebungsvoll mit Martin. Der göttliche Hengst namens Roter Mustang wirbelte durchs grüne Gras wie ein Tornado in Arkansas.

Kommissar Leperé betrachtete den frühstückenden Herzog und seine gescheckten Teckel voller Bewunderung.

Die vierzehn heiligen Nothelfer tranken Messwein aus goldenen Kelchen und beschenkten kleine Nackedeis mit Kristallkugeln.

Wie wunderschön war das alles. Warum sollte man aufwachen, wenn der Traum so süß war? Ich erwachte aber trotzdem.

...

Zu Hause, auf meinem eigenen Bett...

Agnessa rief an. Sie erklärte, mit mir schlafen und danach im "Conquistador" die Austern probieren zu wollen. Wir verabredeten uns für vier Uhr. Ich fragte sie, ob sie mit einem gewissen Theodor Moltke im städtischen Aquarium zugange gewesen war. Sie quittierte das mit lautem Lachen und fragte, ob ich denn den Verstand verloren hätte. Theodor Moltke habe ihr Lateinlehrer im Gymnasium geheißен. Er sei alt, fett

und widerlich gewesen, seine Schülerinnen hätten ihm den Spitznamen "Leberwurst" verpasst, um ihn zu ärgern. Ich wollte wissen, wie es um die Gesundheit ihrer Eltern und Brüder bestellt sei, und sie berichtete, dass der Baron und die Baronin schon seit einem Monat in Neu Seeland auf dem Segelboot von Max Spitzer herumschipperten. Das sei ein guter Freund und Millionär. Beim Kapitän der Yacht handele es sich um den berühmten Leperé, den Gewinner der Australien-Regatta. Erst in einem Jahr kämen sie wieder. Die Brüder seien gestern Abend nach Zentralafrika zur Nilpferdjagd aufgebrochen.

Danach rief Hippolyt an und verkündete, dass er einen Vertrag als Söldner unterzeichnet hätte und in einer Woche nach Kambodscha aufbrechen werde. Das Leben sei nämlich "ohne Krieg langweilig und widerwärtig". Meine Frage, ob das Kämpfen nicht gefährlich sei, antwortete er: "Emotionen sind da fehl am Platz, Henry. Wenn ich die Beine von mir strecke, wird meine Familie das als Erleichterung auffassen. Der Rest der Welt merkt das gar nicht."

Auch Mama rief an und berichtete, dass Lydia Klech heute Abend zu einer spiritistischen Séance vorbeikomme. Sie wolle der verstorbenen Großmutter das Geheinis entlocken, wo sie die Goldanleihen der französischen Bank versteckt hat. Ich riet ihr, unsere Familiengruft zu besuchen und Tante Agathe darüber zu befragen. Mama lachte laut und fragte, was ich denn gestern Abend im "Melbourne" getrunken hätte. Sie schwor, dass ihre Großmutter keine Schwester namens Agathe gehabt hätte, und dass die einzige Agathe, die sie kenne, diese junge Polin sei, die montags immer komme, um meinem Vater den Rücken zu massieren. "Jeden Montag verstecke ich meinen Schmuck und die silbernen Löffel aus dem Buffet im Safe", erklärte Mama. "Schließlich kann niemand wissen, zu was diese Leute aus den östlichen Provinzen fähig sind, die sich vom Joch des Kommunismus befreit haben."

...

Ich schloss die Augen und sann darüber nach, wie gemütlich unsere kleine, bescheidene Welt der Bourgeoisie doch war. Als ich sie wieder öffnete, stellte ich fest, dass ich mich immer noch im Uhrzimmer des

verwunschenen Schlosses aufhielt. Mit dem Rücken an die feuchte Wand gelehnt, saß ich da und betrachtete Theodor, der in der Mitte des Raumes baumelte. Aus unerklärlichen Gründen leuchteten seine Augen wie zwei Taschenlampen.

Mein Cousin Hippolyt saß neben mir. Sein abgerissener Kopf lag auf den Knien und sperrte den Mund auf. Die Augen traten ihm aus den Höhlen.

Ich wollte keine Zeit mit sinnloser Trauer vergeuden, ging ins Zimmer mit dem magischen Spiegel und der Puppe im dunkellila Spitzengewand und begrüßte die nackte Schöne. Auf die Gefahr hin, mir die Stirn zu verletzen, nahm ich einem kurzen Anlauf und sprang in den Spiegel.

Nach einer glücklichen Landung erhob ich mich. Dort trat ein Werwolf aus dem Gebüsch und glotzte mich an. Seine Augen waren voll abgrundtiefer Bosheit. Er riss das schaurige Maul auf, aus dem lilafarbener Speichel tropfte und setzte zum Sprung an. Mit zusammengebissenen Zähnen ging ich ihm entgegen...

...

Es kam jedoch nicht zum Kampf. Das Schicksal bewahrte mich ein zweites Mal vor einer Auseinandersetzung mit einem überlegenen Gegner: Das Untier stürzte sich mit gestreckten Vorderpfoten auf mich, aber just in dem Moment, als es seine Reißzähne in meine Brust schlagen wollte, verschwand er und entmaterialisierte sich. Mir war seltsamerweise, als hätte ich dergleichen erwartet.

Ich setzte mich ins Gras und hielt Zwiesprache mit mir selbst.

...

Dein Sprung in die Welt hinter dem Spiegel hat dich nicht aus dem Labyrinth befreit, sondern dich nur in seine besonderen Zonen katapultiert. Vielleicht ist es ganz und gar unmöglich, von hier aus ins normale Leben zurückzukehren. Vielleicht musst du dreißigjähriger Dummerjan und Egoist jetzt das Schicksal des hirnlosen Hutmakers teilen. Lohnt es sich aber, darüber in Weltschmerz zu verfallen?

Sieh doch, das Wäldchen da drüben. Urzeitliche Kiefern, gigantische Pilze, Schachtelhalme und Farne. Dazwischen hüllenlose Damen und

musizierende Hermaphrodite mit bekränzter Stirn. Manche umarmen einander, andere sind auf Bäume geklettert. Auf riesigen Kletten sitzen splitter nackte Knaben wie auf Sesseln.

Wie du das alles liebst...

...

Dort, auf der anderen Seite der Lichtung, schwärmen Insekten. Schaben, so groß wie Ratten, riesige Gottesanbeterinnen, Schmetterlinge wie Lokomotiven. Eine Libelle, die einen Hasen verschlingen könnte, fliegt ganz dicht vorbei, schaut mit ihren Facettenaugen fresslustig nach dir und kreischt: "Ist ja ungeheuer, schau doch mal, ein Neuer! Hübscher junger Lümmel, zeig mir deinen Pimmel!" Dabei vollführte dieses freche Stück eine anzügliche Geste.

"Schwirr ab, du buntes Dummköpfchen! Ich hole gleich ein Schmetterlingsnetz. Pass auf, dass du dich nicht darin verfangst."

Und da, ein Triumphbogen, aus Bernstein gegossen, mit lustigen Hochreliefs geschmückt! Unmöglich, die Augen abzuwenden. Dahinter weidete ein vorsintflutliches Monster, ein Stegozephale. Ein Pflock trug ein Schild mit der Aufschrift: "Dies ist ein Stegozephale. Ein Pflanzenfresser. Man darf ihn nicht mit Glas füttern!"

Aber bitte sehr, was war denn das für ein Vogel?

Im Wäldchen stand zwischen anmutigen Feen und den Söhnen von Hermes und Aphrodite ein buckliges Männlein mit runder, auf die Stirn geschobener Brille. Er trug ein langes Gewand, eine Art Mantel, dazu eine rote Fliege. Mit seiner Nase schien man Brot schneiden zu können, so scharf war sie. Der Buckelmann hielt etwas in der rechten Hand und betrachtete es aufmerksam. Offenbar Steine.

Den hast du doch schon einmal irgendwo gesehen...

Nicht irgendwo, sondern irgendwann. Vor langer, langer Zeit. Auf der Illustration eines Kinderbuches.

Ich ging auf das Männchen mit der Brille zu und stupste es an, denn ich wollte wissen, ob es sich nicht etwa um eine Puppe handelte. Das Kerlchen fiel aber nicht hin, sondern ließ die Brille auf die Augen herunter,

betrachtete mich unwillig wie ein Autofahrer und fragte: "Jemand hat mich angefasst. Waren Sie das etwa?"

"Ja, das war ich. Entschuldigen Sie bitte, mir kam es so vor, als seien Sie eine Aufziehpuppe."

"Es wäre sogar unhöflich, eine Puppe so zu berühren, mein Herr!"

"Erlauben Sie, dass ich mich vorstelle. Ich bin Fürst Esterhazy."

"Professor Otto Lidenbrock."

Lidenbrock...

Ach ja, jetzt fiel es mir wieder ein. Jules Verne. Die Reise zum Mittelpunkt der Erde. Meine Eltern hatten mir das Buch zum zehnten Geburtstag geschenkt. Eine Prachtausgabe mit Illustrationen.

"Darf ich fragen, was Sie hier tun?"

"Ich betrachte dieses wunderbare Katzengold. Hübsche Kristalle, nicht wahr? Man meint, sie seien so schwer... Aber bitte, schauen Sie her."

Er zerdrückte die Steine mit seinen starken Fingern. Ich hörte ein Knistern. Professor Lidenbrock öffnete die Faust wie ein Zauberkünstler. Auf seiner Hand lag – Sand.

"Wie Sie sehen, sind diese Steine aus Sand gemacht, junger Mann. Aus gewöhnlichem, feinem Quarzsand. Magnifique!"

"Die Kristalle sind aus Sand, die Frauen aus Gummi."

"Frauen aus Gummi? Welche Frauen denn?"

"Schauen Sie nur, Professor..."

Ich zeigte mir der Hand auf eine nackte Schöne mit herrlichen Brüsten, die neben ihm stand. Ihre schwarzen Augen waren riesengroß, ihr Mund sinnlich. Unwillig widmete Lidenbrock ihr einen gleichgültigen Blick. Jäh packte er sie an ihrem hübschen Schopf, zerrte kräftig daran und riss ihn ab. Er drückte ihn in der Hand herum, formte einen Klumpen daraus und rieb ihn energisch zwischen den Handflächen. Dann nahm er die Hände auseinander, und daraus rieselte... Sand.

Wieder Sand!

Die Schöne miaute wie eine verwundete Katze, ging in die Hocke, beugte sich vor und drückte die Hand auf die kahle Stelle. Schon nach einer Minute erhob sie sich langsam und nahm die frühere Pose wieder

an. Ihr Fleisch hatte sich neu gebildet. Eine Art verächtliches Lächeln spielte um ihre Lippen.

"Die Regeneration weiblichen Fleisches. Interessiert Sie das etwa nicht?"

"Ich bin kein Märzhase, sondern eher von der wissenschaftlichen Art. Mein Interesse ist auf die Mineralogie beschränkt."

"Was halten Sie von dem Platz, an dem wir uns gerade aufhalten?"

"Sand. All das ist aus Sand. Es ist schon erstaunlich, dass man so komplizierte Formen aus gewöhnlichem Sand herstellen kann, aber vom mineralogischen Standpunkt aus ist diese Welt trivial."

"Ich nehme doch an, dass es sich nicht um gewöhnlichen Sand handelt. Haben Sie nicht zufällig ein Mikroskop dabei?"

"Nein, nur eine Brille, einen Hammer und eine Lupe."

"Haben Sie sich den Sand schon einmal mit der Lupe angesehen?"

"Das habe ich getan und nichts Besonderes daran entdecken können. Sand bleibt Sand. Strengen sie Ihre Phantasie nicht zu sehr an, junger Mann. Nehmen sie das Leben, wie es ist. Zögern Sie nicht, gehen Sie zum Triumphbogen. Nun machen Sie schon. Eine ganze Stunde habe ich mit Ihnen verplaudert, jetzt ist es höchste Zeit, sich mit ernsthaften Dingen zu beschäftigen."

Der Professor stellte sich an seinen früheren Platz, zog einen weiteren Stein aus der Tasche, nahm die runde Brille vor seine Augen und begann, den schwarzen, achteckigen Kristall genau zu untersuchen. Ich erkannte ihn, es handelte sich um einen Magnetit. Mein Vater hatte mir lustige, kleine Magnetite aus Schweden mitgebracht und ich erschreckte damit oft meine alte Njanja, indem ich stählerne Messer und Gabeln vom Dienstbotenbesteck auf dem Tisch herumgleiten ließ.

...

Ich ließ den sauertöpfischen Professor seinen Magnetit untersuchen und begab mich zum Triumphbogen, wobei ich den Stegozophal misstrauisch beäugte, der in der Nähe weidete. Wer konnte wissen, ob er genau darüber informiert war, was es bedeutete, ein "Pflanzenfresser" zu sein? Ich betrachtete flüchtig die beweglichen Reliefs den Wänden,

die Sirenen darstellen. Diese Damen aus Bernstein sangen, zwinkerten mir zu und riefen. Ich verfiel ihrem Charme aber nicht und ging unter dem Bogen hindurch.

So geriet ich in eine Stadt, die zwischen einer Meeresbucht und einer Reihe konusartiger Berge lag.

Jemand flüsterte mir zu: "Da wirst du deine Agnessa finden. Aber rühre sie nicht an..."

...

Alle Häuser hatten die Farbe von Flusssand, mit einem ganz leichten Schlag ins Blaue.

Viele Gebäude glichen antiken Tempeln, griechischen oder römischen, aber es gab auch monumentale Bauwerke, die an Zikkurats erinnerten. Einige dieser riesigen Anlagen besaßen wuchtige, pyramidenförmige Dächer, andere waren mit Türmen, Zinnen, Arkaden und Aussichtsplattformen geschmückt oder trugen Statuen an den Fassaden. Vor diesem Hintergrund sahen die rauchenden Fabrikschlote, die sich hinter hohen Steinmauern verbargen, wenig anmutig aus.

Links von mir lag das flache Ufer, geradeaus und rechter Hand gab es breite Treppen, die zur Stadt empor führten. Vor mir war Ödland, auf dem vereinzelt Heidekraut wuchs. Wahrscheinlich ging das Meer früher bis hier. Überall lagen Steine herum, wie in meinem Traum vor dem Duell. Einige Meter entfernt befand sich ein Totenkopf mit grausig gebleckten Zähnen.

In der Heide gingen Leute spazieren. Sie liefen, umarmten sich, verbeugten sich voreinander, rauften, tanzten... aber sie bewegten sich nicht von der Stelle. Es handelte sich um ein kolossales, bewegtes Gemälde. Obwohl ich an solche Vorstellungen bereits gewöhnt war, berührte es mich. Irgendwie war alles anders...

Angst und Horror erfüllten die Luft, als würde Krieg ausbrechen. So sah vielleicht Pompeji in den letzten Minuten vor dem Ausbruch des Vesuvs aus.

Viele rannten irgendwohin, traten aber auf der Stelle.

Eine Gruppe von unbekleideten Assyrern spähte aufmerksam und mit merklicher Spannung nach dem Meer. Was sahen sie dort?

Verliebte junge Frauen verwickelten sich in Streitereien.

Einige Leute saßen oder standen da und fassten sich voller Verzweiflung an den Kopf. Was mochte sie so entmutigt haben?

Skelette schlenderten über den Platz. Eines davon hatte sich an die Sohlen einer Frau geheftet, ein anderes rannte eilig fort, kam aber gleichfalls nicht von der Stelle.

Vor mir saß linker Hand ein nackter Mann. In trübsinnige Gedanken versunken stützte er seinen römischen Kopf mit starken, regelmäßigen Gesichtszügen auf seine Rechte. Sein Blick wirkte angespannt und schwer. Er war auf eine junge, bis zu den Hüften entblößte Schönheit gerichtet, die ihn gleichfalls starr, angsterfüllt und mit sorgenvoller Miene beäugte. Dieser Mann erinnerte mich an den Künstler, der mein Zimmer im "Mirakel" ausgemalt hatte. Und richtig – das war er ja. Das war der Belgier!

Die junge Frau, nach der er schaute, nahm an einer Prozession anmutiger Damen teil, deren Antlitz der Aphrodite von Praxiteles ähnelte, wobei ihre Augen noch ausdrucksvoller wirkten. Sie strebten von der Stadt zum Meer und waren alle in einfarbige – rote, gelbe, fliederfarbene – Seidengewänder mit Faltenwurf gehüllt, die in der Taille von einem prächtigen Band gehalten wurden. Ihre schutzlos entblößten Brüste verliehen ihnen einen atemberaubend erotischen Zauber. Die Dame, nach der der Maler spähte, blickte mit mildem, wehmütigem Blick auf die Prozession. Auch sie war besorgt, verängstigt und zitterte.

Das war Agnessa.

...

Neben dem sitzenden Melancholiker gab es noch einen zweiten Menschen, der angespannt nach den jungen Frauen in der Prozession blickte. Er trug einen makellosen Anzug und eine Melone. Er sah nicht aus wie jemand, der voller Begierde nach nackten Mädels peilt. In seinen Augen standen Anspannung und Mitleid. Er wusste wohl, was ihnen jetzt bevorstand.



Ein nackter Halbwüchsiger, der seine Schenkel wie einen Zirkel auseinandergespreizt hatte, äugte flehend zu mir her. Erwartete er Hilfe? Nur zwei ganz junge, offenbar befreundete Nacktfröschchen schienen von alledem nicht berührt zu sein, umarmten sich im Stehen, drückten ihre Brüstchen aneinander und hoben die Arme wie Ballerinen.

...

Ich schlug alle Warnungen in den Wind und ging zu Agnessa, schenkte ihr einen zärtlichen Blick und berührte sie an der Schulter. Ich schaute ihr in die Augen, umarmte sie und schmiegte mich an sie. Agnessa konnte gerade noch flüstern: "Bitte tue das nicht, Liebster. Das bringt uns allen den Tod."

Schon begann sie zu zerfließen und sich aufzulösen wie eine Sandburg. Ihr hübscher Kopf, ihre Arme, ihre Brust – alles zerrann. Nach wenigen Augenblicken war nur noch ein Häufchen Sand von ihr übrig. Die anderen Figuren des großartigen, lebendigen Gemäldes begannen ebenfalls zu zerfallen.

Alles löste sich auf, die Menschen, die Häuser und die Bäume.

Auch das Meer verwandelte sich in eine Sandwüste.

Der Himmel fiel als Sandregen zur Erde nieder, die Sonne folgte ihm. So hatte ich alles vernichtet, die Menschen und die Stadt meiner Träume.

...

Immer noch saß ich am Boden, an die Mauer gelehnt im Schloss, im Raum mit der Wanduhr. Immer noch hing Theodor mitten im Saal an der Decke, neben mir saß mein Cousin Hippolyt mit dem abgerissenen Kopf auf den Knien.

In mir war keine Angst mehr, ich wollte nicht weglaufen.

Ich stand auf, ging zu dem baumelnden Leichnam und begann ihn zu drehen. Theodor verwandelte sich in einen kreisenden, leise klirrenden Kristalllüster.

Ich berührte Hippolyt mit der Hand, und er erhob sich von seinem Sessel, setzte sich wieder und versank in tiefes Nachdenken.

Plötzlich begann die Uhr zu schlagen. Nach dem fünfunddreißigsten Mal flogen zwei weiße Tauben heraus. Ich fing sie ein und riss ihnen die Köpfe ab.

## NACHWORT

Natürlich könnte ich den Leser kreuz und quer an der Nase herumführen. Immer mehr, immer weiter. Ich möchte seine Geduld aber nicht auf die Probe stellen, vor allem deshalb nicht, weil der Pfad, auf dem mein erdachter Held wandelt, nirgendwo hinführt – wie ein Möbiusband, das immer wieder zum Anfang zurückkehrt. Das ist eine Schlinge, an der ich niemanden aufhängen möchte, nicht einmal mich selber. Der Leser möge meinen Text in Gedanken weiterführen und sich am Zauber des Schlosses erfreuen wie Fürst Henry. Vielleicht auch an der harten Schale meines Cousins Hippolyt oder an der Brille und dem Mantel von Professor Lidenbrock, wenn es ihm angenehmer ist, sich mit einem von diesen beiden zu identifizieren. Für Ästheten und unheilbare Zwangsneurotiker gibt es die abscheulichen Menschenfresser und die fröhlichen Quälgeister aus dem Museum.

...

Wie man weiß, ist heutzutage ist vieles "hybrid" geworden: Hybride Kriege, hybride Fakten, ein hybrides Leben. So auch meine Erzählung: Sie ist offensichtlich hybrid.

Essay oder Erzählung – früher habe ich Texte geschrieben, die sich ohne Mühe der einen oder der anderen Kategorie zuordnen ließen. Der "Herr mit Melone" ist ein Hybrid aus beidem: Er ist sowohl Essay als auch Erzählung.

Im Essay hielt ich meine persönliche Auffassung zu einem Bild, einer Grafik oder einem literarischen Werk fest. Die "persönliche Auffassung" eines Bildes und seine "Interpretation" bedeuteten für mich, in ein Bild und die dargestellte Lebenssituation einzutauchen. Das ist wie Kopfkino. Das Dekor war erstarrt, ich aber blieb beweglich, leichtfüßig. Denn ich bin ein Mensch, ein beobachtendes oder handelndes Wesen. Oder der Regisseur. Ein Lichtstrahl. Ein Strang der Handlung. Eine Idee. Ein Einwand.

Und das zunächst starre Bild wird lebendig, fängt an zu vibrieren, zu atmen, zu singen und sich allmählich zu verändern.

In meinen Erzählungen handeln, denken und leben die literarischen Helden genau wie in bildlichen Beschreibungen oder im Erzählkino. Unsichtbar und unhörbar helfe ich ihnen, aus ihrer inneren Festung herauszutreten und halte ihre Ansichten im Text fest. Ich fädele ihre inneren Konflikte, ihre Gedanken und Gefühle durch ein Nadelöhr, webe Maschen daraus und kettele sie zu einer Erzählung zusammen.

...

Im hybriden Erzählungs-Essay "Ein Herr mit Melone" wollte ich gleichzeitig das Missgeschick meiner Helden zeigen und über die Bilder des belgischen Malers Paul Delvaux reflektieren.

"Direkte" Abhandlungen über Bilder waren mir schon lange ein Graus, "direkte" Beschreibungen von Handlungsweisen und Gedanken eines Helden ebenfalls. Daher entsandte ich meine Helden in ein Gemälde von Delvaux. Sollten sie darin doch Kobolz schlagen...

Ich kümmerte mich nur darum, dass sie dort frei waren – und taten was sie wollten.

...

Die Erzählung ist aus der Sicht des Fürsten Henry geschrieben, der nach zweifelhaften Abenteuern in das geheimnisumwitterte Schloss gerät. In einer ersten Fassung des Textes spricht er folgendermaßen davon: "Ein Schloss – was ist das? Eine Sonderzone, ein Knotenpunkt, ein Portal, ein Mechanismus, der die Imagination und Fiktion in Gang setzt. Ein Schloss... darauf hast du dein Leben lang gewartet, hast es

vorausgesehen und vorausgeahnt. Es ist die Kristallisation deiner Jugendträume, ein Märchen, das wahr wurde. Ganz gleich, ob unvollendet oder bruchstückhaft, ob wunderschön oder grauenhaft. Wer hat es erschaffen? Niemand – außer dir selbst. Es ist deine eigene Schöpfung...".

Hier irrt der Fürst. Das ist bei einer fiktiven Person verzeihlich. Das Schloss habe ich erbaut, der Verfasser der Geschichte. Aber einige seiner Säle und riesigen Pavillons ersann Delvaux – zum freien Gebrauch von jedermann.

...

Delvaux hat sich selbst mit Händen und Füßen gegen alle Versucher der Kritiker gewehrt, seine Bilder als "narrativ" zu bezeichnen. Er tat recht daran. Jede wortliche Interpretation eines Gemäldes, jede Eingenugung, jede Verflachung, wird üblicherweise unter großem Aplomb angereichert mit pseudo-kunstwissenschaftlichem Müll. In meiner hybriden Erzählung interpretiere ich die Arbeiten von Delvaux nicht, sondern statte sie aus mit Handlung, die sich in Sprache kleidet. Ich belebe sie. Meine literischeren Helden unterstützen mich tatkräftig bei diesem schwierigen Unterfangen. Ihre Realität und die Realität von Paul Delvaux vermischen sich, verschwimmen miteinander und bereichern sich gegenseitig.

Warum hatte ich Lust auf diese Speise, diese Collage, diese Décalcomanie?

Einerseits, um meine Verehrung, meine Begeisterung für das Oeuvre des verstorbenen Meisters zum Ausdruck zu bringen. Die erste Reproduktion eines Ölgemäldes von Delvaux' – "Mondphasen I" – sah ich im Katalog des Museums für Moderne Kunst in New York. Mein Großvater hatte ihn mir 1976 aus Amerika mitgebracht. Dieses Bild machte mich betroffen und saugte mich in sich hinein – wie die Frau, die darauf abgebildet war. Ich wollte so gerne das Leben im "fortgeschrittenen Sozialismus" hinter mir lassen und mich in diese neue, zauberhafte Welt hineinbegeben. Zwanzig Jahre später empfand ich dieses euphorische Gefühl wieder, als ich vor dem Original des Gemäldes stand.

Noch einmal spürte ich Ende der Neunzigerjahre etwas Ähnliches vor Delvaux Bild "Morgendämmerung" im Museum Peggy Guggenheim in Venedig. Es gibt also genügend Gründe, um Paul Delvaux dankbar zu sein, und ich widme meine Erzählung seinem Gedächtnis mit tiefem Wohlbehagen.

Aber es geht nicht nur um Dankbarkeit.

...

Natürlich ist es verlockend, einen Essay in Form einer Verwandlungsgeschichte mit surrealem Einschlag zu schreiben. Die übergeordnete Aufgabenstellung meines Textes war aber einzig und allein, verschiedene Aspekte des gespaltenen Weltbildes von Fürst Henry aufzuzeigen, der ein Vertreter der "besseren Gesellschaft" ist. Er ist ein Zeitgenosse, der vor dem Zweiten Weltkrieg im Westen geboren wurde und der bis heute existiert. Natürlich hat sich sein Erscheinungsbild verändert. Delvaux's Arbeiten drücken das besser aus als alles andere. Ich zitiere noch einmal aus der ersten Fassung des Textes. Henry konstatiert bitter, aber nicht ohne Selbstlob und Selbstgeißelung: "Ja, ja... unsere bisher vertraute Realität ist zerfasert, in zwei Teile aufgespalten. Die eine Seite der Realität ist die, wo Agnessa immer noch meine Verlobte ist, wo Theodor ihr früherer Lateinlehrer ist und nicht der Gigolo, der es mit ihr im Aquarium treibt, wo Agatha die Masseurin des Vaters ist und nicht die verblichene, bössartige Tante, wo Leperé der Yachtbesitzer und Gewinner des Australien-Cups ist und nicht ein Polizeikommissar. Im davon abgespaltenen, dunklen Teil der Realität ist alles ganz anders. Einige Leute verschwinden, andere hingegen tauchen aus dem Nichts auf. Namen, Charaktere und Schicksale verändern sich. Die Dinge steigern sich bis hin zu den abgerissenen Köpfen. Und die neunmalklugen Teilnehmer des berühmt-berüchtigten Kongresses scheren sich einen feuchten Kehricht um die Details meines Intimlebens mit Agnessa, sondern beschäftigen sich mit der Aufspaltung des Universums und mit deren Folgen und nehmen uns dafür als Beispiel. Warum ich das vorher nicht geahnt habe? Nehmen wir Theodor. Es handelt sich doch nicht um ihn selbst, sondern um nichts anderes als um die Inkarnation mei-

ner Eifersucht. Und tatsächlich: Theodor hängt am Seil und streckt seine eklige Zunge heraus. Außer mir ahnt niemand etwas von seiner Existenz. Er kommt nur im zweiten, dunklen Teil des Universums vor. Ist der aber etwa nicht meine Kopfgeburt wie Theodor, Kommissar Leperé und Tante Agathe? Eine Fiktion? Der arme Hippolyt hatte nicht wegen des scheußlichen Ungeheuers zu leiden, das ihm den Kopf abbriss, sondern weil ich es war, der ihm dieses Schicksal wüschte.

Herr im Himmel, es gibt keine Ungeheuer! Ich selbst rase in Form eines Werwolfs durch das metaphysische Raum-Zeit-Kontinuum, das ich aus meinen eigenen erotischen Phantasmagorien erschaffen habe. Ich selbst bin es, der sich prügelt und Köpfe abreißt – deshalb verschwindet ja der Werwolf im Sprung, genau wie das Abbild verschwindet und mit uns selbst verschmilzt, wenn wir den Spiegel zu nah vor unsere Augen halten. Am Tod des Herrn Barons, seiner Frau Gemahlin und ihrer Söhne bin nur ich selber schuld, denn ich war es, der nachts zu ihnen schlich und... Wie haben sich diese unglückseligen Spiritistinnen mir gegenüber versündigt? In keiner Weise. Ich hatte einfach Lust darauf... Und die unbekleideten Schönheiten? Das sind keine verwerflichen Gedankenspiele, nur meine eigenen Hirngespinnste, die erotischen Wahnbilder eines pubertierenden Lüstlings, Dilettanten, Milchbarts..."

Unser verehrter Fürst Esterhazy versteht die Natur des Werwolfs zu einseitig und egozentristisch, aber er hat in einer Sache recht, nämlich darin, dass es sich bei diesem Weltall und all diesen Wiedergängern – um Fiktion handelt.

Doch in dieser Form der Selbsttäuschung kümmert nicht nur der Held unserer Geschichte vor sich hin. Wir alle leben doch mehr oder weniger in solchen selbst erschaffenen Gedankenblasen, auf der ständigen Suche nach neuen Vergnügungen. Das Weltbild des Fürsten Henry bestimmt – wenn auch nicht in so extremer Form wie in der vorliegenden Erzählung – uns alle, sofern wir den Kitzel des Extremen und Geisterhaften in uns noch zu spüren in der Lage sind, mit unserem Leben und seinen Umständen hadern, uns nach dem Elysion und dem Garten der Lüste verzehren.

Auch Delvaux ersann solche Welten. Er bietet dem Betrachter eine alternative, orgiastische Realität, lädt uns ein, seine paradiesischen Sphären zu besuchen – und sorgt sich trotz alledem um den Betrachter, der sich in erotischen Utopien verlieren könnte.

Oh weh... Henry nahm seine (und unseren) Hang zur Zerstörung, zur Vernichtung mit in die verwunschene Welt des Schlosses. Delvaux Welten sind ebenfalls nicht nur voller Wonne, sondern gleichzeitig auch spröde und schutzlos. Aus dieser Schnittmenge zwischen Schönheit und Sprödigkeit von Henrys chimärenhaften Phantasien einerseits und seinem Hang zur Barbarei andererseits entsteht die Grundspannung dieser Geschichte. Das Platzen der Blase, die blindwütige Zerstörung seines hedonistischen, aber verlogenen Paradieses erweist sich als deren hauptsächlichliches Resultat.